

Unser Bismarck



1815

1885

Springer-Verlag
Berlin Heidelberg GmbH

Marksteine im Leben unfreß Bismarck.

1815. 1. April. Geboren zu Schönhausen i. Utm.
1816. Übersiedlung nach Kniephof.
- 1821—27. In Plamanns Erziehungsanstalt zu Berlin.
- 1827—30. Im Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, 1830. Dstern. — Einsegnung.
- 1830—32. Im Gymnasium zum Grauen Kloster.
1832. Abiturienten-Examen.
- 1832—35. Student in Göttingen, Berlin und Greifswald.
1835. Assultator am Stadtgericht zu Berlin.
1836. Referendar in Aachen.
1837. In der Regierung zu Potsdam.
1838. Einjähriger bei den Gardejägern.
- Auf der landwirtschaftlichen Akademie zu Eldena.
- Bei den Greifswalder Jägern.
1839. 1. Jan. Tod der Mutter.
- Übernahme des Ritterguts Kniephof.
1842. Offizier in der Landwehr-Kavallerie.
- Rettung seines Reitknechts.
1843. Bei der Regierung zu Potsdam.
1845. 22. Nov. Tod des Vaters.
- Übernahme des Stammguts Schönhausen.
1846. Reichshauptmann der Utm.
1847. 17. Mai. Erstes Auftreten im Vereinigten Landtag.
28. Juli. Vermählung.
1848. 21. Aug. Geburt der einzigen Tochter Marie, zu Schönhausen.
1849. Febr. Abgeordneter der II. Kammer, für Westhavelland.
10. April. Rede für Ablehnung der deutschen Kaiserkrone.
24. Sept. Rede über die preuß. Verfassung und das Recht der Krone.
15. Nov. Rede über die Zivilische.
28. Dez. Geburt des ersten Sohnes Herbert, in Berlin.
1850. 15. April. Rede über den preußischen Geist und die Revolution.
1851. Mai. Ernennung zum Geh. Legationsrat.
18. Aug. Bundestagsgesandter.
1852. Juni. Sendung nach Wien.
1. Aug. Geburt des zweiten Sohnes Wilhelm, zu Frankfurt.
1853. Sendung nach Darmstadt.
1854. Am Hofe zu Karlsruhe.
1855. Reise nach Paris.
1856. April. Abfassung des „Prachtberichtes“.
- Bei Kaiser Napoleon.
1858. Denkschrift über eine selbständige preußisch-deutsche Politik.
1859. Gesandter am russischen Hofe.
1. April. Empfang bei Kaiser Alexander.
1860. 21.—22. Okt. Teilnahme an der Kaiser-Zusammenkunft in Warschau.
1861. Juni. Bei König Wilhelm in Baden-Baden.
- Denkschrift über die deutsche Frage.
1862. 20. Mai. Gesandter in Paris.
27. Juli. Reise nach Südfrankreich.
8. Okt. Präsident des Staatsministeriums, und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten.
24. Okt. Note an die kurbessische Regierung, überendet durch einen Feldjäger.
1863. 28. Jan. Rede über das Budgetrecht und den Verfassungskonflikt.
8. Febr. Konvention mit Rußland.
26. Febr. Rede über die Stellung der Minister im Hause der Abgeordneten.
- Juli. In Gastein.
20. Aug. Ablehnung der Einladung zum Frankfurter Fürkentage.
1864. 16. Jan. Verständigung mit Österreich zum Vorgehen gegen Dänemark.
30. Okt. Der Friede von Wien.
- Aufnahme in den Orden vom Schwarzen Adler.
1865. 24. Jan. Rede über das Verfassungsleben und das Bündnis mit Österreich.
9. Mai. Denkschrift betreffend den Krieg gegen Dänemark.
- Juni. Reden über die Schleswig-Holsteinische Frage.
21. Juni. Begleitung des Königs nach Karlsbad.
14. Aug. Übereinkunft von Gastein.
16. Sept. Erhebung in den Grafenstand.
- Sept. Reise nach Paris.
1866. 8. April. Anknüpfung mit Italien.
8. April. Bündnis mit Italien.
9. April. Antrag auf Bundesreform.
7. Mai. Errettung von einem Mordanschlage.
10. Juni. Vorschlag zur Bundesreform unter Anschließung Österreichs.
14. Juni. Preußens Austritt aus dem Deutschen Bunde.
16. Juni. Beginn des Deutschen Krieges.



Unser Bismarck.

Leben und Schaffen des Deutschen Reichskanzlers

Fürst Otto von Bismarck

in kurzgefaßter Entwicklung

dem deutschen Volke vorgeführt.



Mit einem Porträt und 30 Text-Abbildungen.

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH
1885

ISBN 978-3-662-33425-6 ISBN 978-3-662-33822-3 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-662-33822-3



Dem Deutschen Volke.

Unser Bismarck, aller Deutschen Bismarck, des Vaterlandes' größter Sohn, steht vor einem Abschnitt seines thatenreichen Lebens. Seines Erdenwallens siebentes Jahrzehnt naht der Vollendung und mit ihr wacht das Angedenken auf an jene Zeit, als er vor einem halben Jahrhundert zuerst an staatliche Berufsarbeit herantrat.

Alldeutschland rüstet sich zu einem Feiertage. Denn wie kein anderer ist Fürst Bismarck unser, dem ganzen Volke angehörig. Zu hellem Zusammenflange vereinigen sich in ihm die großen Eigenschaften deutschen Geistes und Charakters.

Im Denken ernst und gründlich, herzlich im Empfinden, fest im Wollen, im Handeln überwältigend, jederzeit mit den Thatfachen rechnend; stark in der Abwehr, groß im Schaffen, weise im Erhalten, wachsend mit seinen höheren Zwecken: so steht der Staatenlenker vor uns, zugleich ein Naturforscher in scharfer Beobachtung der Menschen und Dinge, zugleich ein Held im opferfreudigen Kampfe für die höchsten Ziele. In Ehrfurcht gegen Gott sich als sein Werkzeug demütig fühlend, es gegen Menschen selbstbewußt bezeugend, in Ehrerbietung gegen seinen König treu ihm dienend, mit seinem ganzen Sein dem Vaterlande unentwegt ergeben: so steht er vor uns und so löste er die schwerste Aufgabe, die einem Deutschen je zugemessen ward.

Zusammengefaßt hat dieses reichen Lebens Gehalt der eigne dankerfüllte König mit der Anerkennung, daß unsres Bismarck Rat und That allein ihn in den Stand gesetzt habe, „Preußens Kraft zu

entwickeln und Deutschland zur Einigung zu führen.“ „Ihr Name“, schrieb Kaiser Wilhelm an unsern Bismarck, „steht unauslöschlich in der Geschichte Preußens und Deutschlands verzeichnet und die höchste Anerkennung ist Ihnen von allen Seiten gerecht zu teil geworden.“

Das deutsche Volk aber kann würdig seinen Dank allein durch unerschütterliches Vertrauen auf seines Bismarck Führung bethätigen,

denn noch steht er männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertraut, ob scheiternd oder Landend,
Seinem Gott und seinem Vaterlande.

Wir aber vertrauen fest, daß er das Schiff des Deutschen Reiches, einst von ihm selbst gezimmert, mit sicherer Hand auch fernerhin durch alle Sturmeswogen steuern werde.

In diesem Zeichen begrüßen wir den nahen Jubeltag zum Heile unsres Volkes, erfüllt von Dank gegen unsern Bismarck.

Übersicht.

	Seite
Vorzeit und Vorfahren	1
Goldene Jugendtage (1815—1832)	7
Flotte Burichenjahre (1832—1835)	13
Eintritt in den Staatsdienst (1835—1846)	17
Häusliches und öffentliches Leben (1846—1848)	23
Im Strom der Zeit (1848—1851)	29
Am Bundesstage (1851—1859)	37
Diplomatische Reisen (1852—1857)	49
Von Frankfurt nach Petersburg (1859—1862)	53
Preußens Staatslenker (1862—1866)	61
Der Schöpfer des Norddeutschen Bundes (1866—1870)	79
Unser Reichskanzler (1871—1885)	89



Ferdinand von Bismarck und seine Gattin Wilhelmine,
Otto von Bismarcks Eltern.

Vorzeit und Vorfahren.

Segensreich wird das Leben hervorragender Menschen, wenn sie mit ihrer ganzen Person in die Anforderungen ihrer Zeit aufgehen. Wahrhaft große Männer aber lassen sich ebenso von ihrer Zeit bestimmen, wie sie bestimmend wieder auf die Zeit zurückwirken. Sie prägen ihrer Epoche den Stempel ihres eignen Genius auf und weisen durch ihre Thaten der Mitwelt und Nachwelt die Pfade.

Das Leben eines solchen großen Mannes und sein Thatengang soll hier in wenigen Zügen gezeichnet werden. Es ist der Mann, dem seine Nation die langersehnte staatliche Einigung dankt, jener Mann, der sein geeintes Vaterland zum Hort des Weltfriedens erhoben hat. Es ist derselbe Mann, welcher sich müht, seinem Volke die Segnungen redlicher Arbeit zu sichern und das Loos der arbeitenden Menschheit menschenwürdig zu gestalten.

Unser heutiges Geschlecht hat kaum eine Vorstellung von der tiefempfundnen Sehnsucht, die das deutsche Volk jahrhundertlang im Streben nach der Einigung umfassen hielt. Denn mitten im Genuß der glücklichen Erfüllung empfinden wir nicht mehr das zehrende Gefühl des Bedürfnis. Aber wir lernen den hohen Wert eines errungenen Gutes wenigstens schätzen, wenn wir uns das Trachten nach seinem Besitze vergegenwärtigen. Und die ehernen Tafeln der Geschichte lehren uns, welch heißes Mühen, ja, welch todesfreudiges Ringen die Erfüllung jener Sehnsucht erfordert hat.

Seit der Zeit der Hohenstaufen, die von einem christlichen Weltreich träumten, war mit dem Bilde des Kaisers Rotbart im Rhythmus der Gedanken staatlicher Einigung im deutschen Volke lebendig geblieben. Unter seinen Fürsten leuchten hohe Vorbilder aus dem Hohenzollernhause, der Große Kurfürst und König Friedrich der Einzige, voran im Bestreben, dem Volksideal die Bahn zu brechen. Und mit dem Könige ging der Dichter, welcher des Volkes Sehnen in das Mahnwort: „Seid einig, einig, einig!“ faßte. Dann bricht nach unerträglicher Fremdherrschaft die Prüfung der Befreiungskriege über das Vaterland herein, woraus zunächst sich nur ein Schein der Einheit in dem Deutschen Bund entwickelte.

Damals bestanden in der That anstatt des Reiches nur ein Österreich, ein Preußen und die vielen größeren wie kleineren Einzelstaaten nebeneinander. Unter ihnen allen war der preußische Staat für seine ruhmvolle Führung im Freiheitskampfe durch den Kongreß zu Wien nur kümmerlich, mit getrennten Landgebieten und mit offenen Grenzen, bedacht worden. In seiner Gliederung von vornherein auf straffere Zusammenfassung hingewiesen, trug dieser Staat in sich einen thatkräftig angelegten Volksstamm und zugleich den geschichtlichen Beruf, im Bunde mit dem deutschen Volksgeiste auf der Bahn freiheitlicher Entwicklung zur Einheit vorzuschreiten.

Aber unter dem Drucke der engherzigen Staatskunst des Deutschen Bundes konnte jene Aufgabe vorerst nur auf wirtschaftlichem Gebiete gelöst werden. Seit dem Jahre 1833 begann die Hebung der gemeinsamen Industrie und der wirtschaftlichen Arbeit in ganz Deutschland durch den Zollverein. Nur materielle Interessen in den Einzelländern wurden hier einander genähert; immerhin fiel mit den Schlagbäumen eine der Schranken, durch welche

Deutsche sich bis dahin von Deutschen geschieden sahen. Und wenn auch im Staatsleben der deutsche Einheitsgedanke noch ruhte, so wirkte er doch mächtig fort in jenem unsichtbaren Kreise, durch welchen deutsches Wesen sich rein und eigenartig kundgibt, in Wissenschaft und Kunst, im Geist und im Gemüt.

Immer tiefer drang die Einheitsidee in das Herz des Volkes, welches an ihr mit jener Treue festhielt, die lieber von Gütern und Wohlleben lassen mag, als von einem für recht erkannten Gedanken. Aus einer thatenarmen Wirklichkeit flüchtete sich der deutsche Geist in eine große Vergangenheit mit ihren Heldengestalten. Die schwäbischen Dichter, mit ihrer Vorliebe zur vaterländischen Geschichte und Sage, wurden die Lieblinge der ganzen Nation, und der deutsche Süden gewann an Einfluß auf die norddeutsche Entwicklung.

Auch die Fortschritte auf wissenschaftlichem Gebiete mußten in den Dienst der Idee treten. Die neuen Verkehrsmittel, Schienenwege und Dampfschiffe beförderten das Umsichgreifen von Bildung, und mit der erhöhten Fabrikthätigkeit wuchs die Bedeutung der Volksarbeit. An Stelle der früheren Vereinzlung trat überall das gemeinsame Streben Gleichgesinnter. In stiller Arbeit wirkten die edleren Kräfte der Nation zusammen, um die Schranken zu zerstören, welche das Volksleben auf seinem Wege zur Einigung hemmten.

Freilich hatte die deutsche Einheitsidee noch manche Wandlungen zu durchlaufen. Aus der Staatskunst in die Dichtkunst, aus dem Reich der That in Lied und Wort hinübergetragen, suchte die Idee in der Presse und in freien Vereinigungen, dem Gesange, der Turn- und Schützenkunst gewidmet, sich Bahn zu brechen; sie fand Eingang in die Häuser der Volksvertretung, ja sie führte zu Volksaufstand und zum Bürgerkrieg. Unter allen diesen Kämpfen wuchs aber im Volke die Klarheit über die Grenzen des Erreichbaren und man erkannte, daß für ein großes Ziel auch Opfer, seitens der Fürsten wie der einzelnen Landesbevölkerungen gebracht werden müßten.

Um das Einigungswerk in der That durchzuführen, bedurfte es zunächst eines fest gegründeten und ganz deutschtümlichen Staatswesens, welches den übrigen Staaten schützende Anlehnung bieten konnte. Es bedurfte weiterhin eines mächtigen Oberhauptes, welches im Vertrauen auf Gott und seines Volkes Kraft mit festem Mute an die hohe Aufgabe herantrat und durch seine persönliche Würde

und Hoheit die andern Fürsten zur freien Unterordnung bewegen konnte. Es bedurfte aber auch eines weitsehenden Staatenlenkers, welcher das deutsche Volk in seinem vielgliederigen und doch einmütigen Wesen verstand, in seinem Sondertriebe und Einheitsdrange begriff und liebte, eines unabhängig denkenden Staatsmannes, dessen thatkräftiger und fester Charakter dafür bürgte, daß er keinen Makel auf dem Schilde deutscher Ehre dulden werde.

In den Geisteskämpfen der letzten Jahrzehnte, von deren Nachwirkung noch unsre Zeit getragen ist, tritt immer bestimmter das Bild eines hervorragenden Mannes in den Vordergrund, der alle Wandlungen und Widersprüche der Zeit in seinem starken, vaterlandsliebenden Herzen durchkämpfte und überwinden lernte, der immer klarer und gereifter aus jeder neuen Bewegung hervorging und sich dann berufen zeigte, als oberster Rat des mächtigsten deutschen Königs endlich der deutschen Einheitsidee zum Siege zu verhelfen.

Dieser Mann entsproß auf dem ältesten Boden des preußischen Staates, aus einem altmärkischen Geschlechte, dessen früherer Sitz Bismarck (d. h. Bischofsmark), nahe der altmärkischen Hauptstadt Stendal gelegen, jener Familie den Namen gegeben hatte. Der älteste bekannte Ahnherr, mit dem Vornamen Herbord (Herbert), gehört noch dem dreizehnten Jahrhundert an. Mehrere seiner Nachfolger haben in Stendal das Amt eines Stadtrats bekleidet und das Ansehen ihrer Gemeinde gegenüber mancherlei Zumutungen der weltlichen oder geistlichen Gewalt hochgehalten. Insbesondere ist Kule oder Rudolf von Bismarck († 1339) zu rühmen, der um der öffentlichen Wohlfahrt willen opferfreudig persönliches Ungemach auf sich nahm. Sein ältester Sohn Nikolaus oder Klaus hatte sich auch im Staatsdienste der Markgrafen von Brandenburg hervorgethan und war in Anerkennung seiner Leistungen mit dem Schloß Burgstall nebst zugehörigem Grundbesitz in der südlichen Altmark belehnt worden. Seitdem zählten die Bismarck zu den „schloßgesehenen“ Familien der Mark, welche unter dem ritterbürtigen Adel des Landes eine bevorzugte Stellung einnahmen.

Die Nachkommen des Klaus von Bismarck lebten gemeinschaftlich auf ihren reichen Besitzungen zu Burgstall, in deren herrlichen Waldungen sie des Weidwerks nach Herzenslust pfl egten. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wohnten auf Burgstall zwei

Brüderpaare aus dem Stamme Bismarck einträchtig beisammen. Da warf Kurprinz Hans Georg, welcher sich im Lezlinger Forst der Jagd erfreute, sein Auge auf das nachbarliche Revier Burgstall und drängte die Brüder Bismarck zu einem Tauschvertrage. Mit schwerem Herzen, aber dem Frieden mit ihrem Landesherrn zuliebe, nahmen sie für ihr altes liebes Burgstall das Amt und Dorf Schönhausen nebst noch andern Besitzungen in Tausch.

Jobst und Georg von Bismarck waren die ersten Besitzer von Schönhausen nach dem Tausche; ihr Vetter Friedrich aber, welcher die Tauschverhandlung geleitet hatte, erhielt fortan den Beinamen „Permutator“ (Umtauscher). Er allein setzte, da seine Vettern kinderlos blieben, das Geschlecht der Bismarcke fort.

Aus diesem Stamm ging, im vorigen Jahrhundert, August Friedrich von Bismarck hervor, der als Oberst unter dem großen Könige Friedrich ein Opfer des ersten Schlesienschen Krieges ward. Sein zweiter Sohn, Karl Alexander, welcher später in den erblichen Besitz eines Theils von Schönhausen gelangte, war ein Mann von besonders feiner Bildung mit regem Sinne für die schöne Litteratur. Schon früh zog er sich von dem Waffenhandwerk zurück und lebte dann seinen Neigungen wie der Erziehung seiner Kinder.

Der jüngste seiner vier Söhne, Wilhelm Ferdinand, geboren am 13. November 1771, war der Vater des deutschen Reichskanzlers; schon als Knabe trat er in den Heeresdienst bei dem Leibkarabinierregiment aus dem Stamm der berühmten Derflingerdragoner. Er that Wachen- und Stalldienst, wie jeder andre Karabinier, und ließ, was er später mit Nachdruck seinen Söhnen zu erzählen pflegte, „jeden Morgen Schlag vier Uhr die Karabiniers ihren Hafer zumessen“. Dieser Sinn für streng militärische Ordnung und Pünktlichkeit leitete ihn auch später bei der Erziehung seiner Söhne. Im Jahre 1792 machte er mit seinem Regimente unter dem Herzog von Braunschweig den Feldzug in der Champagne mit und nahm dann, nach dem Friedensschluß zu Basel, als Mittmeister im Jahre 1796 seinen Abschied. Er zog sich auf das väterliche Gut zurück, verkehrte aber im Winter gewöhnlich einige Monate in den preußischen Hofkreisen zu Berlin, vornehmlich im Umgange mit dem ritterlichen Prinzen Louis Ferdinand, dem Neffen Friedrichs des Großen.

In Berlin lernte Ferdinand von Bismarck auch den, aus einer Gelehrtenfamilie Leipzigs stammenden Kabinettsrat Ludwig Menken kennen, dessen schöne feingebildete Tochter, Luise Wilhelmine, geboren am 24. Januar 1789, sein Herz gewann. Er vermählte sich mit ihr am 7. Juli 1806 und hielt dann, zur Seite seiner jungen sechzehnjährigen Gemahlin, den Einzug in Schönhausen. Leider verstarben die ersten Sprößlinge aus dieser Ehe, ein Knabe und ein Mädchen, schon im zarten Kindesalter. Ein zweiter Sohn, Bernhard, welcher nachmals Landrat eines pommerischen Kreises geworden ist, wurde im Juli 1810 geboren.

Wenige Jahre darauf scharten sich zum deutschen Befreiungskampfe alle waffenfähigen Männer um Preußens Banner „mit Gott für König und Vaterland“, darunter mehrere Mitglieder der Familie Bismarck. Ferdinand von Bismarck allein blieb in der Heimat, um die Verwaltung der Güter zu beaufsichtigen und den Landsturm der Altmark einzurichten.

Bald kamen die freudigen Nachrichten von den großen Siegen an der Katzbach, bei Großbeeren und bei Dennewitz, sowie von der gewaltigen Völkerschlacht um Leipzig. Nach und nach verstummte dann der Kriegslärm, und auf dem väterlichen Stammsitz freute sich der Schloßherr des durch sein Volk und mit durch seine Familiengenossen errungenen Friedens.

Es war im Frühjahr 1815, zum Beginn der sogenannten Hundert Tage, während deren der französische Eroberer den Versuch unternahm, die Weltherrschaft zurückzugewinnen. Aber noch war die Kunde von Napoleons Rückkunft aus Elba nicht bis in die ländliche Stille auf Schönhausen gelangt. Hier bereitete sich vielmehr ein andres wichtiges Ereignis vor: es herrschte im Hause jene heimliche Stille, jenes emsige, geräuschlose Treiben, wie es einzutreten pflegt, wann ein junges Menschenleben nach dem Dasein ringt.

Freundliche Genien umschweben das Lager der glücklichen Mutter neben der Wiege des soeben erschienenen neuen Weltbürgers. Vor allen ist es der Schutzgeist Deutschlands, welcher an diesem ersten Apriltage des Jahres 1815 aus dem Lärmen des Wiener Kongresses in die lauschige Stille der Schönhausener Wochentube sich flüchtet und dort den kleinen segnet, ihm hellen Mut und treues Herz als Morgengabe seines Vaterlandes darbringend.



„Ist Er von einer Kanonentugel geschossen?“

Goldene Jugendtage.

(1815—1832.)

Ein Jahr nach der Geburt ihres jüngsten Sohnes, welcher in der Taufe die Namen Otto Eduard Leopold erhielt, siedelten die Eltern, Ferdinand von Bismarck und seine Gattin Wilhelmine, nach einem neuerworbenen Lehnsgute, Kniephof in Pommern, über. Dort wuchs der junge Otto als munterer Bursche in ländlicher Freiheit auf, blickte aus klugen hellen Augen in die Welt und tappte aus der Kinderstube in Hof und Garten hinaus. Dort hatte er auch seine ersten Spiel- und Tummelplätze, tollte mit den Hunden und ließ sich auf die Pferde heben, um sie in die Schwemme zu reiten.

Kam dann die Mittagszeit und mit ihr das Stillsitzen am besonderen Tischchen, so fiel es dem lebhaften Kinde gewiß nicht leicht, in ruhiger Haltung die Suppe abzuwarten. Da soll dem gutmütigen Herrn Papa mehr als einmal statt des väterlichen Ordnungsrufes das Wort an seine Gattin entschlüpft sein: „Sieh, Minchen, doch den Zungen, wie er dasitzt und mit den Benekens baumelt!“ Sicherlich ahnten die Eltern nicht, in wie mancher langen

Sitzung um des Vaterlandes Wohlfahrt dereinst ihr Otto stillsitzen und die Suppe warten lassen würde.

Bald erschien die Zeit, wo der kleine Otto die Anfangsgründe der Sprache anwenden sollte, und sein erster geistiger Kampf galt der richtigen Aussprache gewisser Buchstaben und ihrer Unterscheidung. Wenn er die Verse des Fabelbuchs, worin der Bär mit seiner gewaltigen Tazze vergebens nach den stechenden Bienen schlägt, herjagen wollte, so gelang es ihm anfangs nur in folgender Form:

„Gonna, ihr Bienen, hummt der Bär,
Gneich gebt mir euren Honig her!“ ...

Es ist nur natürlich, daß in dem lebhaften Knaben sehr frühe eine rege Wißbegierde erwachte. Einst war im Bismarck'schen Hause als Mittagsgast ein Landwehrmajor erschienen, der in den Befreiungskriegen das Eisene Kreuz errungen hatte, aber noch an den Folgen einer Wunde im Arme litt. Lange betrachtete da der kleine Otto bald das Kreuz, bald den Arm in der Binde; sein Fassungsvermögen mochte noch nicht die ehrenvolle Wirkung von Blut und Eisen an dem tapferen Offizier zu begreifen. Plötzlich sprang er entschlossen von seinem Stühlchen empor, schritt in gerader Haltung an den Gast heran und redete ihn im Stile Friedrichs des Großen mit den Worten an: „Ist Er von einer Kanonenkugel geschossen?“

Nur zu schnell gingen die Tage kindlicher Unbefangenheit vorüber, und es kam die ernstere Zeit des Lernens heran. Im Alter von sechs Jahren wurde der kleine Otto nach Berlin in die Plamannsche Erziehungsanstalt geführt, welche in gutem Rufe stand und namentlich von Söhnen adliger Landfamilien besucht wurde. Allerdings konnte der neue Ankömmling nicht jogleich der Lebensweise in dieser Anstalt Geschmack abgewinnen. Der Schulzwang, der von Mauern eingeschlossene Spielhof, die Stadt mit ihren hohen Häusern drückten auf das Kind des platten Landes; es empfand Sehnsucht nach den heimischen Tummelplätzen und suchte die Einsamkeit.

Seine Genossen fühlten sich anfangs über solche Absonderung verstimmt. Sie lernten aber bald den jungen Burschen, welcher sich bei verschiedenen Gelegenheiten, z. B. im Schwimmunterricht und in den gemeinschaftlichen Spielen, durch ein furchtloses Benehmen auszeichnete, wertzuschätzen.

So wählten sie ihn häufig zum Führer, wenn es bei den kleinen Kämpfen, z. B. bei Schneeballschlachten, einer Partei auf schnellen Sieg ankam. Hierbei verstand es der kleine Otto meisterhaft, den Angriff zu leiten und die Stelle ausfindig zu machen, wo sich das feindliche Bollwerk am schnellsten erstürmen ließ.



Otto von Bismarck liest seinen Mitschülern den Trojanischen Krieg vor.

Auch in andern Dingen ging Otto seinen Gefährten mit gutem Beispiel voran. Oft übernahm er die Rolle des Vorlesers, wenn sich die Zöglinge während der Freistunden um eine Linde scharten, von welcher herab der kleine Bismarck ihnen den Trojanischen Krieg nach den frisch geschriebenen Erzählungen Beckers vortrug.

Während der Wintermonate kamen gewöhnlich die Eltern nach Berlin, um dort an den Hofzirkeln teilzunehmen. Dann wohnte

Otto bei ihnen, aber es war ihm nicht wie zu Hause. Auch der Vater dachte ihm ein andrer als daheim in Wald und Feld. Es erschien wie ein stilles Opfer, welches dieser seiner Gemahlin brachte, die in ihrem mütterlichen Ehrgeiz sich gern auf dem Boden bewegte, auf welchem ihr Otto dereinst nach ihrem Wunsche staatsmännische Lorbeern pflücken sollte.

Die Abwechslung in der Lernzeit durch die Ferien brachte für Vater und Sohn deshalb goldene Tage reich an Frohsinn und Sonnenschein. Aus Bücherstaub und Wissensdunst ging es dann in Wiesengrün und Waldesfrische. Glückselig streifte der Knabe durch die heimischen Fluren, oft mit der Birchflinte über der Schulter, oder er begleitete den Vater auf weiten Ritten in die Umgegend.

Mit seinem zwölften Lebensjahre wurde Otto der Plamannschen Anstalt entrückt und als Untertertianer in das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium aufgenommen. Von dieser Zeit an blieb er mit seinem älteren Bruder Bernhard ganz in der Berliner Wohnung der Eltern, wo ein Genjer, Mr. Gallot, der nur französisch sprach, die Aufsicht über die Knaben führte. Während dieser die Nachhilfe im Unterricht gab, sorgte die wackere Köchin, Trina Neumann aus Schönhausen, mit Eierkuchen und Gänsebrüsten für ihre Pflegebefohlenen, damit geistige und leibliche Nahrung einander das Gleichgewicht hielten. Goldene Eierkuchenzeit, wo ein Wort der guten Trina noch genügte, um den jungen, flüchtigen Gymnasiasten zur rechten Zeit in das Haus zurückzuführen! — „Ick back hüt Abend uk wedder en Pannkauen“, rief sie ihm beim Abgehen nach. „Klock Sāben is hei farig, latens em nich afbacken weren, Junker Otting!“ — Und Junker Otto aß selten einen „afbackenen Pannkauen“.

In der Schule ging es in allen Lehrgegenständen frisch vorwärts, ohne daß es großer Anstrengungen seitens des Schülers oder besonderen Antriebes durch die Lehrer bedurft hätte. An Gallots Stelle übernahm im folgenden Jahre (1828) der Kammergerichtsreferendar Hagens und nach ihm der Philologe Winkelmann die Aufsicht und den Unterricht der Knaben in der französischen und englischen Sprache. Im Herbst 1829 besuchte Bernhard von Bismarck die Universität, Otto aber blieb im elterlichen Hause und wohnte dort bis zum Frühjahr 1830 noch mit dem Bruder zusammen.

Inzwischen war Otto nach Obertertia versetzt worden. Er erhielt in dieser Klasse im Lateinischen einen Lehrer, welcher sich für ihn von Anfang an interessierte und gewissermaßen in dem Knaben die künftige Thatkraft und Größe vorausgesehen hat. Unter Leitung dieses einsichtsvollen Mannes, welchen Bismarck sein ganzes Leben hindurch hochgehalten hat, entwickelte der lernbegierige Schüler mächtig seine leichte Fassungsgabe und seinen hellen Verstand; er lernte alles außerordentlich schnell und behielt das einmal Gelernte in gutem Gedächtnis. Außerdem waren noch aufrichtige Frömmigkeit und strenge Wahrheitsliebe die Eigenschaften, welche im Gemüthe des Knaben am meisten ausgeprägt erschienen. Sie wurden im Religionsunterricht durch Schleiermacher bestärkt und bildeten die Grundrichtung für die spätere Entwicklung seines Charakters.

Zu Ostern 1830, an seinem fünfzehnten Geburtstag, wurde Otto von Bismarck in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin durch Schleiermacher eingeweiht. Er verließ nun die Berliner Wohnung der Eltern und kam in Pension zum Professor Prevost, später zu dem schon erwähnten Lehrer, Namens Bonnell, welcher inzwischen als Professor an das Gymnasium zum Grauen Kloster versetzt war. An diese Lehranstalt siedelte dann auch der Gymnasiast selbst über.

In der anspruchslosen bürgerlichen Häuslichkeit des Professors Bonnell fühlte sich Otto wohl und zufrieden; er erwiderte die ihm seitens der Familie zugewandte Sorgfalt durch gemüthvolle Zutraulichkeit. In einer kleinen Liebelstube im Hause des Professors führte er seine häuslichen Schularbeiten aus, welche ihm leicht und schnell von der Hand gingen. Zu den geschichtlichen Arbeiten, welche er mit besonderer Vorliebe betrieb, benutzte er die umfangreiche, an sechzig Bände starke Weltgeschichte von Baumgarten und Semler aus dem Bücherschranke seines Lehrers.

Otto von Bismarck stand damals im Alter von sechzehn Jahren; er hatte Oberprima erreicht und näherte sich dem Zeitabschnitte, wo er im Abituriatexamen seine wissenschaftliche Reife für die Hochschule darthun sollte. Von hoher, schlanker Gestalt und frischem Aussehen, war er zu einem stattlichen Junker herangewachsen, und sein offener, leuchtender Blick bekundete, daß seine geistige Entwicklung mit der leiblichen gleichen Schritt gehalten habe. Zwar mochte er nicht gerade für ein Wunderkind gelten, als er

zu Ostern 1832, im noch nicht vollendeten siebzehnten Lebensjahre, das Examen wirklich bestand, allein es war doch bei ihm in allen Wissenschaften auf gutem Boden ein tüchtiger Kern gelegt. Französisch und Englisch waren ihm geläufig: das Urtheil unter seiner lateinischen Probearbeit lautete: „Die Sprache ist klar und lateinisch, aber wenig gefeilt!“ In der Geschichte glänzte er. Mit dem wohlverdienten Abiturientenzeugnis reiste Bismarck von der Schule zum Grauen Kloster frohgemut der Heimat zu, um bald darauf in der alten Universitätsstadt Göttingen die volle akademische Freiheit zu genießen.

„Abgeschüttelt von den Sohlen
Ist der Schulstaub; hohe Wogen
Tragen jetzt das Schiff des Jünglings.
Alle Anker sind gelichtet,
Alle Segel aufgezozen,
Und der Furschenfreiheit Flagge
Lustig flatternd zeigt die Inschrift:
Nitimur in vetitum!“





Flotte Burschenjahre.

(1832—1835.)

Seit dem Tage seiner Aufnahme unter die akademische Bürgerschaft trat Otto von Bismarck als ein „forscher Student“ auf, der weder von oben sich seine Ungebundenheit verkümmern, noch gegen seine Kommilitonen es je an schlagfertiger Wahrung seiner persönlichen Ehre mangeln ließ. Daher wetteiferten auch verschiedene studentische Verbindungen, ihn zum Beitritt zu bewegen. Es gelang dies dem Korps der „Hannoveraner“, die ihm in einer Ehrensache wider ein gegnerisches Korps, die „Braunschweiger“, mit ihren Waffen zur Seite standen. Die „Brunonia“ stellte ihren erfahrensten Schläger, aber der gewandte jüngere Fechter führte denselben mit einem „Blutigen“ im Gesichte ab. Von da ab sehen wir Bismarck oft Proben seiner schon zur Gymnasialzeit erlangten Geschicklichkeit in den Waffen ablegen, und ein roter Faden von Blut und Eisen durchzog bereits seine Burschenzeit.

Die Überlieferung berichtet von nicht weniger als 27 Duellen, die der Student Bismarck während seiner drei Semester zu Göttingen ausgefochten habe. Überall soll er siegreich den Kampfplatz verlassen haben. Ja es kam auch vor, daß ihn zu solchen Waffengängen schon damals ein höherer und ernster Beweggrund drängte. Einst hatte in seiner Gesellschaft ein fischblütiger Engländer, der zu Göttingen modemäßig Vorlesungen hörte, über den deutschen Michel „mit der Schlafmütze über den Ohren und dem bunten Schlafrock aus 36 Lappen“ gewitzelt. Da brauste im Zorn der junge Patriot mit seines Volksdichters Worten auf: „Umgürte dich mit dem ganzen Stolze deines England, ich verachte dich, ein deutscher Jüngling!“ Von beiden Seiten wurde zu den Waffen gerufen; es war der erste Kampf des jungen Bismarck um seines Vaterlandes Ehre.

„Deutschland wird einig werden“, sagte Bismarck, als er nachher in friedlicher Unterhaltung mit seinem britischen Gegner, Namens Coffin, in der Korpskneipe zum „Deutschen Haus“ zusammenfaß.

„Niemals, niemals“, rief dagegen der Engländer.

„In zwei Jahrzehnten ist Deutschland einig, aber nicht durch die Schläger der Korpsburschen, noch durch die Tinte der Schreiber.“

Man ging über die Streitfrage eine Wette ein, welche jedoch nicht zum Austrag kam. Bismarck hätte sie verloren, denn die Uhr des heißblütigen Jünglings ging um ein paar Jahrzehnte zu früh. Auch der Engländer gewann sie nicht, da längst über seinem Grabe Gras wuchs, als stolz und mächtig Bismarcks Einheitsbau emporstieg.

In Beispielen lebhafter Ungeduld und raschen entschlossenen Handelns muß begreiflicherweise die ungebundene Burschenzeit unfres Bismarck besonders reich gewesen sein; denn der edelste Wein pflegt ja aus dem Moste, welcher am stärksten gährt, zu reifen. Die Fama berichtet, wie er einmal infolge eines lustigen Trinkgelages, bei welchem in feckem Übermut eine Flasche aus dem Fenster geworfen ward, vor das Universitätsgericht zitiert worden sei. Stehenden Fußes habe er sich mit Schlafrock und Pfeife nebst seiner mächtigen Dogge in das Amtszimmer begeben und den Protokollführer durch sein freimütiges Auftreten geradezu verblüfft. Ein andermal wieder soll er der früher noch zuweilen geübten Mode, studentischen Unwillen durch das Einwerfen von Fenstern zu kühlen, nicht haben widerstehen können.



Wie Bismarck den Engländer Coffin auf der Messur abspizt.

Diesmal hatte er freilich ſeine guten Gründe. Es galt nämlich ſein Attentat einem Profeſſor, der ihm das nachgeſuchte Zeugnis verweigert hatte. Aber auch hierbei bewährte er ſeinen echt ritterlichen Sinn. Denn er bediente ſich zu ſeinem Zwecke einer Anzahl Kandidſtücke, vermutlich, um die ſchon bejahrten Profeſſorstöchter, welche er im Ballſaal vernachläſſigt hatte, durch einige ſüße Spenden, auf ungewöhnlichem Wege, zu beſänftigen.

In jeder Richtung konnte Biſmarck für den ſlotteſten Korpsſtudenten gelten. Er war der kühnſte Reiter, der gewandteſte Schwimmer, der beliebteſte Tänzer, nur nicht der fleißigſte Kollegienbeſucher. Wie ſollte er auch bei ſo vielen Anforderungen des ſtudentiſchen Lebens die Muße finden, um Vorleſungen zu hören? Der berühmte Profeſſor des Rechts, Hugo, welchem der junge Student durch ſeine Eltern beſonders warm empfohlen war, ſchrieb ihm ehrlich und grämlich in den Zeugniſsbogen: „Ich habe Studiuſum niemals in meinem Auditorio geſehen.“ Auf eine Natur wie Biſmarck konnte ſolche Aufrichtigkeit ihren Eindruck nicht verfehlen; der junge Student grüßte den würdigen Profeſſor ſeitdem mit beſonderer Hochachtung. Aber die Kollegien deſſelben beſuchte er trotzdem nicht.

Die drei Semester in Göttingen flogen wie ein bunter, be-
rauſchender Traum dahin; es folgten dann noch drei Semester in Berlin, und der nunmehr gereiſte Student ſtand vor dem erſten Staatsexamen. Allerdings hatte er in dem lezten Halbjahr durch häuſlichen Fleiß das nachzuholen geſucht, was er früher in den Vorleſungen verſäumt hatte. Zu Oſtern 1835 beſtand Biſmarck die erſte juridiſche Prüfung, das damals ſogenannte Auſkultator-Examen.





Referendar Otto von Bismarck in Maaßen.

Eintritt in den Staatsdienst.

(1835—1846.)

Das fröhliche Studentenleben war nun geschlossen, das Philisterium angetreten. Jeden Morgen um zehn Uhr saß der junge Auskultator in dem Zimmer des Berliner Stadtgerichts für Bagatellsachen am grünen Tisch, und die vor ihm erschienenen Parteien wollten mitunter grimelige Bürokratenlaune an ihm wahrnehmen.

Einst fand sich vor seinem Protokolltisch ein richtiger Berliner ein, der sein rühmlichst bekanntes Mundwerk so lebhaft bewegte, daß schließlich der Protokollführer ungeduldig ausrief: „Herr, mäßigen Sie sich, oder ich lasse Sie hinauswerfen.“ Der im selben Zimmer anwesende sanfte Stadtgerichtsrat vermittelte mit den beruhigenden Worten: „Herr Auskultator, das Hinauswerfen ist meine Sache.“ Das Verhör nimmt seinen Fortgang, ohne daß sich der ermutigte Berliner gemäßiget hätte. Da springt Bismarck auf und herrscht ihn noch zorniger als vorher an: „Herr, mäßigen Sie sich, oder ich lasse Sie durch den Herrn Stadtgerichtsrat hinauswerfen.“

Unser Bismarck.

Bezeichnet diese Überlieferung, wenn sie auch vielleicht nicht ganz wahrheitsgetreu berichtet, den schlagfertigen Witz selbst in der Amtsstube, so drängte es doch den jungen Mann aus den pedantischen Anforderungen der Justiz hinüber in die frischere Sphäre der Verwaltung, und er trat im Jahre 1836 bei der königlichen Regierung zu Aachen unter dem Präsidenten von Arnim-Boitzenburg als Hilfsarbeiter ein. Dort begann er durch fleißige Arbeit sich für seine diplomatische Laufbahn vorzubereiten.

Aber bald erlangte das Aachener Bäderleben mit seinem bunten Fremdenverkehr einen verführerischen Reiz für den noch wenig weltverfahrenen jungen Referendar. Er leerte auch hier des Lebens vollschäumenden Becher bis auf den Grund. Alle jedoch, die mit ihm in jener Zeit zusammentrafen, waren entzückt von den ungewohnten und eleganten Manieren des jungen pommerischen Edelmannes, der mit natürlichem Takte selbst in seinen tollen Jugendstreichen dieselbe vornehme Liebenswürdigkeit bewahrte, wie im Umgange mit dem zarten Geschlecht. „Jeder Zoll ein Engländer“ (Quite an Englishman!), sagte von ihm damals der Herzog von Cleveland und glaubte ihm damit das denkbar höchste Lob zu spenden.

In seiner gesunden Anschauung fühlte indessen Bismarck bald die Notwendigkeit, von dem verführerischen Leben in Aachen zu scheiden, um wieder in ruhige und geordnete Verhältnisse zu kommen.

Sein nächstes Ziel war Potsdam, wo er sich Ende 1837 dem Dienste in der Verwaltung von neuem widmete. Auch trat er dort, seiner Wehrpflicht zu genügen, Ostern 1838 bei den Gardejägern ein. Die Eltern wünschten indes, daß er sich zur Übernahme der Familiengüter eine Zeitlang mit landwirtschaftlichen Studien beschäftigte. Deshalb ließ sich Bismarck mitten in seinem militärischen Dienstjahre zu dem pommerischen Jägerbataillon in Greifswald versetzen, um im benachbarten Eldena zugleich die landwirtschaftliche Akademie zu besuchen. Er hatte denn auch kaum sein Dienstjahr vollendet, als er in die Heimat eilte und sich dort der Gutsverwaltung annahm.

Leider war inzwischen seine inniggeliebte Mutter an einem schweren Leiden erkrankt, von welchem sie sich nicht wieder erholen sollte. Ihre Augen schlossen sich, ohne daß sie ihren Lieblingstraum erfüllt gesehen hatte. Ist es doch ihr Herzenswunsch gewesen, noch zu erleben, daß ihr Sohn Otto in staatsmännischer Laufbahn emporsteige.

Es war sicherlich der härteste Schlag, welcher den jungen Mann treffen konnte, als er das ihm teuerste Wesen für immer scheiden sah. Sie starb am 1. Januar des Jahres 1839. Mit einem klaren und freien Urtheil, auch in Staatsangelegenheiten, hatte sie jederzeit praktischen Blick und aufrichtigen religiösen Sinn verbunden. So blieb sie ein Vorbild dem Sohne, dessen ganzes Leben durch jene auf ihn überkommenen Vorzüge der Mutter getragen wird.

Ihr Gemahl war der treuen Lebensgefährtin unentwegt mit der gleichen ritterlichen Liebenswürdigkeit begegnet, auch da, wo ihre Neigung zu glänzendem Außenleben ihm manche Opfer auflegte. Durch ihren Tod tief erschüttert und bald von einem Schlaganfall getroffen, zog er sich in ein ungestörtes Stillleben auf den Landsitz Schönhausen zurück. Otto v. Bismarck aber trat mit seinem älteren Bruder Bernhard die Verwaltung der väterlichen Güter in Pommern an; es gelang ihm, auf dem Gute Kniephof wirkliche Erfolge seiner landwirtschaftlichen Thätigkeit erblühen zu sehen.

Inzwischen hatte, zufolge des Ablebens von König Friedrich Wilhelm III., in Preußen ein Thronwechsel stattgefunden. Zu der feierlichen Huldigung des neuen Königs Friedrich Wilhelm IV. waren am Geburtstage desselben, dem 15. Oktober 1840, aus den fernsten Gegenden des Landes Abgesandte des Volkes und der hochangesehensten Landesgeschlechter erschienen. Auch Ferdinand von Bismarck mit seinen zwei Söhnen befand sich unter den Huldigungszeugen. Sie schauten den neuen König auf der Throntribüne vor dem Schlosse und hörten die Gelübde, welche er vor der unabsehbaren Volksmenge ablegte. Gehobenen Herzens stimmten sie ein in das begeisterte „Ja“, womit das versammelte Volk des Königs Gelöbniß bekräftigte, ihm beizustehen „mit Herz und Geist, mit Wort und That, treu mit ihm auszuhalten durch gute und böse Tage.“ Das preußische Volk war stolz darauf, sich eins zu wissen mit seinem hochherzigen Könige, und baute fest auf die Verheißung der Siegestage von 1815, daß es eine freie Verfassung erhalten und daran teilnehmen werde, dem deutschen Gesamtvaterlande eine neue glückliche Zukunft zu erringen.

Mächtig angeregt von der Berliner Feier, war Bismarck auf seine Landscholle in Pommern zurückgekehrt. Auch er fühlte, daß eine neue Zeit für sein Vaterland heraufziehe, die an jeden, so auch

an ihn, ihre Aufgabe stellen werde, und er mog die Wünsche des Königs in seinem Herzen. Zu welchem bestimmten Ziele die allgemeine Bewegung führen werde, darüber war Bismarck freilich ebenfalls nicht klarer, als alle andern. Vom dunklen und ruhelosen Drange der Gegenwart ergriffen, fand sein kühner Geist allein Befriedigung im Schaffen. Und hierzu bot ihm vorerst die Arbeit für den Aufschwung der schwer verschuldeten väterlichen Güter mancherlei Gelegenheit.

Von morgens bis abends im Sattel, besichtigte er die Felder oder besuchte die Nachbarn im weiten Umkreise, um sich bei ihnen in dem praktischen Betriebe der Landwirtschaft zu unterrichten. Dann wieder galt es, die Rechnungsbücher zu kontrollieren oder in Ställen und Wirtschaftsräumen nach dem Rechten zu sehen.

Dennoch konnten ihm solche Anstrengungen auf die Dauer nicht genügen. „Noch lange nicht genug, sagt Bismarck“, so lautet ein von den Vorfahren überkommenes altmärkisches Bauernsprichwort. Tief empfand Bismarck, daß jene Scholle Land nicht seine Welt, daß das stille ländliche Tagewerk „nach der Ernten ruhigem Kreislaufe“ nicht sein Lebenslauf sein könne. Bald schweifte er in der Waldeinsamkeit unter den Wipfeln schwermütiger Ulmen, bald stürmte er auf wildem Renner ziellos ins Weite. Dann wieder kamen lebensfrohe Junker, durstige Leutnants aus der Nachbarschaft, um dem Lebensmüden auf Kniephof bei Porter und Sekt bis tief in die Nacht Gesellschaft zu leisten. Da wurden denn unglaubliche Wetten gemacht, tollkühne Abenteuer erdacht, wunderliche Schwabenstreiche vollführt. „Kniephof ist Kneiphof geworden!“ witzelten die Pommern; „in Kneiphof geht's toll her!“ schmälten die Tanten; „noch lange nicht genug!“ sagte Bismarck selbst.

Es bildete sich damals nicht bloß bei den adligen Familien, sondern auch im Volk auf dem Lande ein ganzer Sagenkreis über den „tollen Bismarck und seine Genossen auf Kniephof“. Dennoch waren es die greifbaren Zeichen angemessener Gassfreiheit nicht allein, durch welche sich damals Bismarck hervorthat. Mitten im geselligen Genuß knüpfte er plötzlich ernste Gespräche über bedeutungsvolle Zeitfragen an und warf in die Unterhaltung ein geflügeltes Wort, über welches die Gassfreunde verdutzt einander anschauten, nicht wissend, „ob Wahnsinn, ob ein Gott aus ihm gesprochen.“ War aber in

Kniephof alles wieder still geworden, dann machte der lustige Gastgeber noch lange über seinen Büchern, studierte Machiavellis Buch vom Fürsten oder vertiefte sich in Spinozas Rätsel von Sein und Denken, von Zufall und Notwendigkeit.



Bismarck rettet seinen Reitknecht Hildebrand vom Ertrinken.

Bismarcks Ansichten, die er in jenen vertrauten Gesprächen mit seinen Freunden entwickelte, waren frei und vorurteilslos; sie wurden aber getragen vom unerschütterlichen Festhalten an der altpreußischen Ehre und Treue. Wie sehr auch in jener Zeit des Sturmes und Dranges seine Anschauungen und Schicksale, gleich Irrtum und Wahrheit im Leben, wechseln mochten — was in ihm nicht wechselte, das war Mut und Treue im Herzen, die ihn nie schwanken ließen, wo es galt, für höhere Zwecke die ganze Person einzusetzen.

Von solcher Sinnesart zeugt unter andern ein Vorfall aus dem Jahre 1842, als Bismarck, der inzwischen zum Landwehroffizier bei dem pommerischen Ulanenregiment vorgerückt war, gelegentlich einer Übung in der Nähe des Sees bei Vipphegne weilte. Sein Reitknecht Hildebrand war vor seinen Augen mit dem Pferde

zu tief in den See geraten und verschwand unter der Flut. Im Augenblick warf Bismarck Säbel und Uniform von sich, um seinem treuen Diener nachzuspringen. Dieser klammerte sich in der Todesangst an ihn fest und zog seinen Herrn mit hinab. Es schien, als ob beide verloren wären. Da gelang es dem mutigen Retter, sich unter dem Wasser von der gefährlichen Umarmung loszurichten. Seinen Schützling im Arme, ruderte er dann kräftig an das Ufer und zog den Diener ans Land.

Dieser edlen That verdankte Bismarck das schlichte Denkzeichen mit der Inschrift: „Für Rettung aus Gefahr“, welches er lange als einzigen Schmuck auf der Brust trug. Als in späterer Zeit einmal ein reichlich dekorierter Staatsmann aus Oesterreich ihn nach dem Sinn jener Münze fragte, konnte er mit berechtigtem Selbstgeföhle antworten: „Ich habe die Neigung, mitunter einem Menschen das Leben zu retten.“ Und derselbe entschlossene Mut, mit welchem er hier das Leben für den Nächsten einsetzte, begleitete ihn auch später in alle Kämpfe für seinen König und sein Vaterland.

Während des Winters 1844 auf 1845 vertrat Bismarck eine Zeitlang seinen Bruder in den Landratsgeschäften des Raugarder Kreises; er erschien auch vorübergehend als Abgeordneter zum pommerischen Provinziallandtage und war in der Landwirtschaft zu Kniephof thätig. Hier verblieb er noch ein Jahr; dann siedelte er nach dem Tode seines Vaters, der im Herbst 1845 zum ewigen Frieden einging, dauernd nach Schönhausen über, welches er seit seiner Kindheit nur immer vorübergehend besucht hatte. Dort wurde er zum Deichhauptmann für die Uferstrecke der Elbe von Jerichow bis Sandau ernannt.

Seit jener Zeit fügte er seinem eignen Namen auch den seines väterlichen Gutes hinzu, zur Unterscheidung von andern Zweigen seines Stammes; er veränderte seinen Wohnort nicht eher, als bis das Vaterland und der Staat höhere Ansprüche an ihn stellten. Die Schönhausener waren sich ihres Vorzugs wohl bewußt und übertrugen die Liebe und Verehrung, welche sie für den Vater gehegt hatten, auf den Sohn. „Aber wir haben verloren“, sagen sie jetzt, „früher hatten wir ihn für uns allein, jetzt hat ihn das ganze Reich!“



Einzug des jungen Bismarck'schen Ehepaars in Schönhausen.

Häusliches und öffentliches Leben.

(1846—1848.)

Es war am Johannistage des Jahres 1846, als Bismarck in seinem Hause den Bauern von Schönhausen das Antrittsfest gab. Noch in den Sommer desselben Jahres fällt ein Ausflug nach dem Harz, welcher für sein persönliches Leben von höchster Bedeutung werden sollte. Er unternahm jene Reise in Gesellschaft seines Jugendfreundes Moriz von Blankenburg und dessen Gemahlin, welche sich von ihrer treuesten Freundin, Fräulein Johanna von Puttkamer, begleiten ließ.

In ihrer lieblichen Erscheinung machte diese junge Dame, damals im Alter von 22 Jahren, einen tiefen Eindruck auf Bismarck's Herz. Er aber faßte in seiner energischen Weise schnell den entscheidenden Entschluß. In dem frommen, christlichen Hause des

Herrn von Puttkamer traf plötzlich ein Werbebrief ein, der um so mehr verwundern mußte, als damals noch die Sage vom sogenannten „tollen Bismarck“ in aller Munde umlief. Als aber die Tochter ihrerseits festen Sinnes ihre Neigung erklärte, beschloßen die zärtlich besorgten Eltern dem kühnen Brautwerber ins Auge zu schauen.

Bismarck erschien auf die Einladung und schloß unter den Augen der staunenden Eltern die Braut in seine Arme. Es geschah mit den biblischen Worten: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.“ Zuversichtlich haben die Eltern es nicht zu bereuen gehabt, daß sie dem kühnen Freier ihre zarte Blume anvertrauten. Wurde sie doch für ihren Gatten die Friedeweberin unter den Kämpfen des Lebens, die treue Gefährtin aller seiner Schicksale.

Wie hätte Bismarck die unermüdlige Arbeitskraft und Ausdauer für seinen dornenvollen Beruf gefunden, wenn nicht ein treues Weib ihm sein Daheim bereitete, dem großen Weltkünstler oft nur mit einem einzigen warmen Blicke die Spannkraft wach rufend, welche die Welt in Staunen setzt. Sie aber trat, ein echtes Weib, hinter der Größe des Mannes, fast ungekannt, zurück, zufrieden in seinem Schaffen, beglückt durch seine Liebe. Das ist es, was auch ihrer späteren Ehe den Reiz der Jugend gab, daß ihre gegenseitige Liebe wurzelt in der gemeinsamen Begeisterung für alles Gute, Wahre und Edle. Bismarck fühlt es, was er dem stillen, frommen Walten seiner Gattin zu danken hat; noch nach mehreren Jahrzehnten rühmte er sie einem Freunde: „Sie ahnen nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat!“

Noch vor der Vermählung, welche auf den Sommer des Jahres 1847 angesetzt ward, sah sich Bismarck das erste Mal zu einer öffentlichen Wirksamkeit berufen. Der König von Preußen hatte im Februar 1847 die Provinzialstände sämtlicher acht Provinzen unter dem Namen des „Vereinigten Landtages der Monarchie“ nach seiner Hauptstadt entboten. Unter den Abgeordneten der Provinz Sachsen mußte für den erkrankten Herrn von Brauchitsch dessen Stellvertreter, der Deichhauptmann Otto von Bismarck-Schönhäusen, als Sendbote der Ritterschaft des altmärkischen Kreises Jerichow eintreten. Im rüstigsten Mannesalter, voll Thatkraft und klaren

Blickes erschien Bismarck zum erstenmal in einer großen politischen Versammlung. Auch er würdigte die hohe Wichtigkeit der vom Könige gefaßten Entschließung und erkannte, daß der preußische Staat an der Vorstufe einer neuen Entwicklung angelangt sei. Er war seinerseits entschlossen, an der Neugründung eines starken, in Haupt und Gliedern einigen Preußen mitzuarbeiten.

Die Eröffnung des Landtages erfolgte am 11. April 1847, nach einem feierlichen Gottesdienst, mit allem Glanz des alten Königtums in dem prächtigen Weißen Saale des Berliner Schlosses. Vom Thron herab begrüßte der König die Versammlung. Seine glänzende Rede betonte die aus freier königlicher Machtvollkommenheit dem Landtage verliehenen Rechte der Steuerbewilligung und des Vetrates in der Gesetzgebung; sie hielt aber an den Grundsätzen der unumschränkten Monarchie fest und gipfelte in dem Gelübde: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!“

Dessenungeachtet drängte der Geist einer freieren Zeitrichtung, welche nach dem verfassungsmäßigen Regiment strebte, in den Reden vieler liberalen Abgeordneten zum Ausdruck. Mit Vorliebe gedachten sie der großen nationalen Erinnerungen von 1813, aus denen sich die Sehnsucht nach ständischen Freiheiten und verfassungsmäßigen Rechten entwickelt hatte. Unter andern erinnerte in einer schwungvollen Rede der Abgeordnete von Sauten an jene große Zeit, in welcher „das Volk den Thron auf seine Schultern genommen und ihn durch Ströme Bluts von Sieg zu Sieg auf nie gekannte Ruhmeshöhen getragen“.

Da bestieg Bismarck zum erstenmal die Tribüne; es galt ihm, die Beweggründe der Volksbewegung von 1813 in ihrer wahren Lauterkeit hochzuhalten. Denn er konnte es nicht mit seiner Vaterlandsliebe vereinigen, daß jene begeisterte Erhebung noch eines andern Anlasses als der Schmach fremder Gewaltherrschaft bedurft hätte.

„Es heißt meines Erachtens der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen, wenn man annimmt, daß Mißhandlung und Erniedrigung, welche die Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle andern Gefühle übertäubt werden zu lassen.“

Der hierauf sich entspinnde Redewechsel zeigte schon damals den Redner Bismarck in seiner ganzen Schneidigkeit, welche auch einer wohl angebrachten bitteren Ironie nicht entbehrt. Als mehrere Redner sich wider seine Auffassung verwahrten, zumal er selbst noch nicht in der Zeit des Befreiungskampfes gelebt habe, brachte er alsbald seine Gegner mit folgenden treffenden Erwidernngsworten zum Schweigen:

„Ich kann es allerdings nicht in Abrede stellen, daß ich zu jener Zeit noch nicht gelebt habe, und es that mir stets aufrichtig leid, daß es mir nicht vergönnt gewesen, an jener Erhebung teilzunehmen; mein Bedauern wird freilich vermindert durch die Aufklärung, die ich soeben über die damalige Bewegung empfangen habe. Ich habe immer geglaubt, daß die Knechtschaft, gegen die damals angekämpft wurde, im Auslande gelegen habe; soeben aber bin ich belehrt worden, daß sie im Innern gelegen hat; ich bin gar nicht dankbar für diese Aufklärung.“

Der Landjunker aus der Altmark hatte den Vorkämpfern der liberalen Richtung den Handschuh hingeworfen und sah sich nun plötzlich mitten in den Kampf fortgerissen. Ein Hauptredner der Liberalen, Freiherr von Vincke, stellte gegenüber der vom Könige bestimmten vierjährigen Zusammenkunft des Landtages den Antrag auf alljährliche Einberufung. Gegen solche Opposition entwickelte Bismarck mit großer Klarheit treffende Gesichtspunkte, die er andert- halb Jahrzehnte später auf der Ministerbank wiederholt geltend gemacht hat. Er wollte die Krone nicht aus der schönen Stellung gedrängt sehen, von welcher aus sie freiwillig den Wünschen des Landes zuvorkommen konnte.

Auch galt es ihm, den damals beliebten Hinweis auf die sogenannte musterstaatliche Entwicklung Englands zu widerlegen. War er doch so durchdrungen von dem stolzen Gefühle der nationalen Ehre, daß er es nicht begreifen mochte, wie man im Auslande seine Vorbilder suchen könnte. Vielmehr würdigte er von Anfang an die andersartige Stellung des heimischen Staates, welchen die Hohenzollern im Laufe der Jahrhunderte sich selbst geschaffen hatten, um nunmehr einen Teil ihrer unbeschränkten Rechte aus freiem Antriebe dem Volke zu überlassen.

So stand Bismarck, gegenüber den rein schablonenartigen Scheinformen verfassungsmäßigen Staatswesens, auf dem gesunden Boden der geschichtlichen Überlieferung.



Bismarck wird von König Friedrich Wilhelm IV. in Venedig (1847) empfangen.

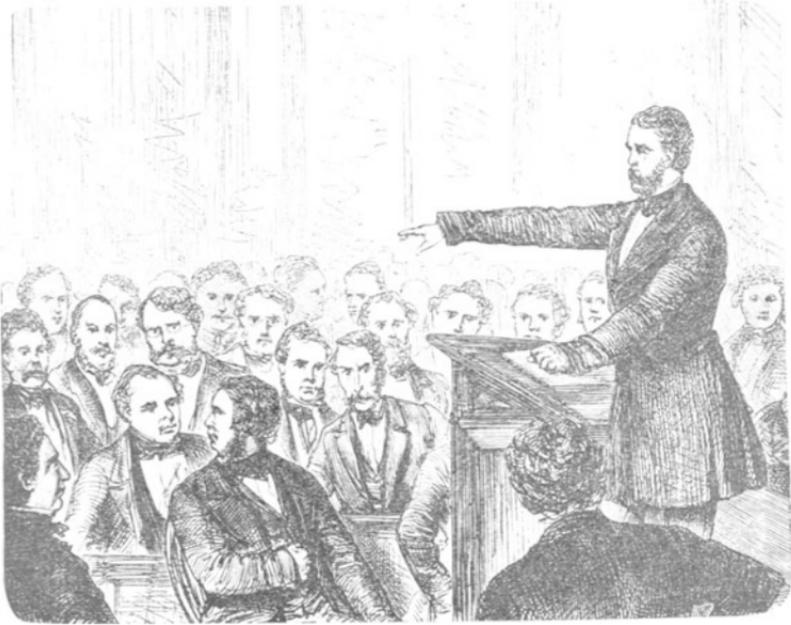
Diesen Standpunkt vermochte aber damals die öffentliche Meinung, welche hauptsächlich durch die Preßorgane der liberalen Partei beherrscht wurde, nicht zu begreifen. Sie verschrie den märkisch-pommerschen Landedelmann als Schildträger eines vergangenen Zeitalters, der auf seiner einsamen Scholle längst überlebten Vorurteilen nachhinge.

Bismarck selbst stand erhaben über derartigen Anfechtungen und ahnte vielleicht in seinem Innern, daß die rechte Zeit auch für ihn noch kommen werde. Inzwischen wurde er durch ganz andre und für seine Person höchst bedeutame Vorgänge in Anspruch genommen. Er trat mit seiner jungen Gemahlin, welche er am 28. Juli 1847 heimgeführt hatte, alsbald darauf eine Reise nach dem Süden an, über Wien, durch Tirol und die Schweiz bis in Italien hinein. In Venedig wurde ihm die Ehre einer Begegnung mit seinem gerade dort weilenden Könige Friedrich Wilhelm IV. zu teil. Und dieser fand ebenso an Bismarcks mannhaftem Auftreten, wie an seinen einsichtsvollen Bemerkungen über die Entwicklung der öffentlichen Verhältnisse in Preußen ein besonderes Wohlgefallen.

Es war Herbst geworden, als das junge Bismarcksche Ehepaar in seine altmärkische Heimat zurückkehrte, um sich dort dem stillen Zauber eines jungen glücklichen Daheim ganz zu überlassen. Aber schon im nächsten Frühjahr (1848) trieb es den jungen Ehemann aus seinem idyllischen Stillleben wieder hinaus in den brausenden Strom der Zeit.



Im Schönhäusen.



Auf der Rednerbühne.

Im Strom der Zeit.

(1848—1851.)

Weittragende Ereignisse waren im öffentlichen Leben vor sich gegangen. König Friedrich Wilhelm IV. hatte aus seinem gefühlvollen Herzen, um seines Volkes Liebe willen, dem Andrängen revolutionärer Bestrebungen nachgegeben und mit der Einführung eines verfassungsmäßigen Regiments auf die absolute Alleinherrschaft verzichtet. Noch war indes der geeignete Ruhepunkt für die Verständigung zwischen Krone und Volk nicht gefunden. Im raschen Wechsel folgten einander mehrere Ministerien, die im Dienste des Königshausens vergebens ihre Kräfte aufboten. Die Nationalversammlung andererseits, welche das Volk vertrat, schien immer nachgiebiger der Spielball einer drohenden Pöbelherrschaft zu werden.

Es war eine schwere Zeit, in welcher es mehr denn je auf das Zusammenhalten der wahren Vaterlandsfreunde ankam. Bismarck vor allen erkannte die wichtige Aufgabe, alle Wohlgesinnten in seinem Kreise zur Rettung des Königtums und des Staates zu vereinigen.

Er entwickelte eine bewundernswerte Rührigkeit, sowohl daheim als auf Reisen. Je mehr andre verzagten, desto eifriger ermunterte er die Schwachen und belebte das Vertrauen zur wiederkehrenden Thatkraft der Regierung. Er selbst baute hauptsächlich auf die Landbevölkerung und ließ sich dabei in seiner kräftigen Ausdrucksweise mitunter zu Wendungen bewegen, welche ihm dann von der Presse schwer angerechnet wurden. So entriß ihm sein Born über vorgefallene Pöbelzügen in der Hauptstadt den reckenhaften Ausruf, „daß die großen Städte als Herde der Revolutionen sämtlich vom Erdboden vertilgt werden müßten.“ Diese rednerische Übertreibung benutzten dann seine Gegner, um die Gefahr zu schildern, wenn einmal die „Junfer“ ans Ruder kämen. Dem kühnen Redner aber trug sie das klassische Beiwort des „Städtevertilger“ ein.

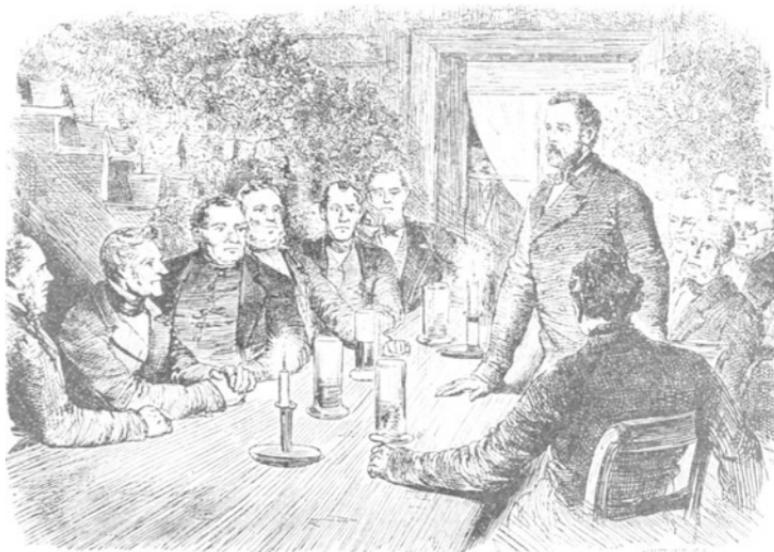
Indessen wurde so manche Treuebezeugung aus Pommern und der Mark auf Bismarcks Anregung hin dem Könige unterbreitet. Und als der damalige Prinz von Preußen, unser erhabener Kaiser, auf seiner Rückkehr aus England die altpommerische Hauptstadt berührte, half Bismarck in Verbindung mit den pommerischen Ständen dem schwer gekränkten Prinzen dort einen herzlichen Empfang bereiten, der dem hohen Herrn wohl einen freundlichen Trost für die schmerzlichen Erfahrungen der letzten Zeit gewähren konnte.

Frau von Bismarck war in diesen trüben Tagen zuerst allein in Schönhausen; dann aber erfreute sie sich der Gesellschaft ihrer aus Pommern zum Besuch gekommenen Mutter. Beide Frauen nahmen an den Zeitereignissen und an Bismarcks Bestrebungen lebhaften Anteil. Mit bekümmertem Herzen lasen sie in der täglich aus Berlin ankommenden „Kreuzzeitung“, die unter Bismarcks Mitwirkung ins Leben gerufen und damals das einzige Organ der Konservativen war, die Neuigkeiten aus der Hauptstadt; aber sie waren von dem zuversichtlichen Glauben erfüllt, daß mit Gottes Hilfe bessere Zeiten für Preußen wiederkehren würden.

Der heiß ersehnte Umschwung trat im Herbst des Jahres 1848 ein. Der König ernannte zum thatkräftigen Eingreifen unter dem Grafen Brandenburg ein neues Ministerium, dessen hervorragendstes Mitglied hernach der Minister des Innern, Freiherr von Manteuffel, geworden ist. Die Nationalversammlung, welche längst den Boden im Volke verloren hatte, ward aufgelöst, und die Entwaffnung der

Bürgerwehr in Berlin machte den Straßenszenen ein Ende. Gleichzeitig verkündigte die Regierung selbst eine Verfassung, welche einer neu zu wählenden Volksvertretung von zwei Kammern zur endgültigen Feststellung vorgelegt werden sollte.

Hiermit war die Zeit der ersten großen Wahlbewegung in Preußen gekommen. Auch Bismarck glaubte jetzt der Regierung am besten zu nützen, wenn er als Abgeordneter in die Zweite Kammer trat.



Bismarck als Wahlkandidat.

Seine Bewerbung verschaffte ihm die Vertretung des Wahlbezirks Westhavelland in der Zweiten Kammer, welche gegen Ende Februar 1849 eröffnet wurde. In dieser Stellung sehen wir nun Bismarck alsbald unter den Führern der konservativen Partei und jederzeit bemüht, die aufgeworfenen Streitfragen durch scharfen Ausdruck der Gegensätze zu voller Klarheit zu bringen. Galt es doch damals nicht Kompromisse zu schließen, sondern vor allem die geschichtliche Grundlage gesunder Staatsentwicklung zu festigen. Treffend bezeichnen solchen Standpunkt Bismarcks damals geäußerte Worte:

„Der Prinzipienstreit, der Europa in seinen Grundfesten erschüttert hat, läßt sich nicht vermitteln: die Prinzipien beruhen auf

entgegengesetzten Grundlagen, die sich von Haus aus einander ausschließen. Das eine Prinzip zieht seine Rechtsquellen aus dem Volkswillen, in Wahrheit aber aus dem Faustrecht der Barrikaden; das andre gründet sich auf eine von Gott gesetzte Obrigkeit, auf eine Obrigkeit von Gottes Gnaden, und sucht seine Entwicklung in der organischen Anknüpfung an den verfassungsmäßig bestehenden Rechtszustand. Dem einen Prinzip sind Ausrührer heldenmütige Vorkämpfer für Wahrheit, Freiheit und Recht, dem andern sind sie Rebellen. Über diese Prinzipien wird nicht durch Reden und Debatten entschieden: über kurz oder lang muß der Gott, der die Schlachten lenkt, die eisernen Würfel der Entscheidung darüber werfen.“

Nicht lange danach mußte der Prinzipienstreit zunächst vor einer andern noch größeren Frage verstummen, welche an die Leitenden preußischen Staatsmänner herantrat. Es war der erste praktische Versuch zur Einigung des gesamten Vaterlandes, hervorgegangen aus den Beschlüssen des zu Frankfurt damals tagenden deutschen Parlaments. Am 3. April erschien vor dem König von Preußen eine von Frankfurt aus gesendete Deputation, an ihrer Spitze den Präsidenten Simson, um dem König die erbliche deutsche Kaiserwürde anzubieten. Die königliche Antwort, welche sich die freie Zustimmung aller deutschen Regierungen ausbedang, glich einer Ablehnung.

Es folgten lebhaft bewegte Sitzungen in beiden preußischen Kammern; schmerzlich fühlte sich die liberale Partei enttäuscht, daß Preußen eine glänzende Bestimmung verscherzt habe, daß der Strom der großen deutschen Bewegung wiederum für lange Zeit ins Stocken gekommen sei. Aber die altpreußischen Abgeordneten, als offene Gegner der freisinnigen Reichsverfassung, verhielten sich der größten Frage ihrer Zeit gegenüber kühl und zurückhaltend. Unter ihnen sprach sich rückhaltslos damals Bismarck selbst für die Ablehnung des Frankfurter Geschenkes aus, dessen Gold, so glänzend es auch erscheine, doch erst durch das Einschmelzen der preußischen Königskrone echt werden könne. Er nannte die deutschen Kaiserträume einen „phaetonischen Flug der Politik“, nicht ahnend, daß er selbst berufen war, dereinst mit Friedericianischen Sonnenrossen den Wagen der deutschen Staatskunst zu lenken. Ihm schien die Einigung Deutschlands, von 28 terrorisierten Regierungen zugestanden, nicht diejenige zu sein, welche Preußen anstreben müsse.

„Preußen ist im Stande, dem übrigen Deutschland Gesetze zu geben, und ehe ich zugebe, daß der König von Preußen ein Vasall von Volksvertretern werde, will ich lieber, daß Preußen Preußen bleibt.“ — Von solchem Standpunkte aus hielt sich Bismarck in stetigem Verkehr mit den hervorragendsten Staatsmännern der Regierung; er arbeitete in den Kommissionen der Kammer, erschien regelmäßig in den Fraktionsitzungen und verkehrte auch des Abends gern in dem Lokale, wo die Konservativen und einzelne Mitglieder des Vaterländischen Vereins ihren Stammtisch hatten.

Wenn er spät abends in seine Wohnung zurückkehrte, dann besorgte er noch bis tief in die Nacht seinen ausgedehnten Briefwechsel. Bald schrieb er seinen Freunden und Gesinnungsgenossen über Staatsangelegenheiten, bald seiner Gemahlin und seiner Schwester über die harmlosesten und heitersten Dinge, über den Stand der Saaten oder über das Wohlergehen befreundeter Familien.

In seiner öffentlichen Wirksamkeit erhielt Bismarck bald die Genugthuung, daß seine Ansicht über die Kaiserfrage auch bei dem preußischen Ministerium Billigung fand. Es geschah, nachdem das Frankfurter Parlament die Einwände der einzelnen deutschen Regierungen gegen die aufgestellte Reichsverfassung nicht berücksichtigt hatte. Die Zweite Kammer, welche mit einer geringen Mehrheit für die Rechtsgültigkeit jener Verfassung eintrat, wurde aufgelöst. Bei den Neuwahlen ließ sich Bismarck von seinem Kreise abermals zum Abgeordneten ernennen. In der deutschen Bewegung, welche sich nunmehr durch die Anregung des geistvollen Generals von Radowicz fort entwickelte, hielt Bismarck an seinem altpreußischen Standpunkte unentwegt fest.

Inzwischen kam Preußen den deutschen Fürsten zunächst durch seine Mithilfe bei Niederwerfung der Aufstandsversuche entgegen, welche von der demokratischen Partei des Frankfurter Parlaments angeregt wurden. Daneben pflog man auch Verhandlungen mit den einzelnen Regierungen, um einen deutschen Bundesstaat unter preußischer Führung herzustellen, wozu in erster Linie der „Dreikönigsbund“ zwischen Preußen, Sachsen und Hannover den Weg bahnen sollte. Aber leider machte Preußen die Erfahrung, daß die andern Staaten nur so lange seiner Führung sich anvertrauen mochten, als sie seines Schutzes gegen die revolutionäre Strömung bedurften.

Mit seinem weitgehenden staatsmännischen Blicke hatte Bismarck diesen Erfolg der Unterhandlungsversuche vorausgesehen. Er war überzeugt, daß die so betriebenen Einheitsbestrebungen nur die preußische Macht zu gunsten der deutschen Kleinstaaten und des Frankfurter Reichstages schwächen müßten.

Als man ihm in der Zweiten Kammer entgegenhielt, daß schon Friedrich der Große mit seinem Fürstenbunde ähnliche Zwecke verfolgt habe, erwiderte Bismarck schlagfertig, daß dieser König im gegebenen Falle sich des einzigen wirksamen Mittels, d. h. des kriegerischen Elementes in der preußischen Nationalität, bedient haben würde. Wenn irgend einer, „so wußte es Friedrich der Große, daß noch heute, wie zu den Zeiten unsrer Väter, der Ton der Trompete, die zu den Fahnen des Landesherrn ruft, seine Reize für ein preußisches Ohr nicht verloren hat, mag es sich nun um die Verteidigung unsrer Grenzen, mag es sich um Preußens Ruhm und Ehre handeln. Friedrich der Große hätte die Wahl gehabt, sich nach dem Bruch mit Frankfurt an seinen alten Kampfgesossen Österreich anzuschließen, dort die glänzende Rolle zu übernehmen, welche der Kaiser von Rußland gespielt hat, im Bunde mit Österreich den gemeinsamen Feind, die Revolution, zu vernichten, oder es hätte ihm freigestanden, mit demselben Rechte, womit er Schlesien eroberte, nach Ablehnung der Frankfurter Kaiserkrone den Deutschen zu befehlen, welches ihre Verfassung sein solle, auf die Gefahr hin, das Schwert in die Wagschale zu werfen. Dies wäre eine nationale preußische Politik gewesen! Sie hätte Preußen in Gemeinschaft mit Österreich oder für sich allein die richtige Stellung gegeben, um Deutschland zu der Macht zu helfen, die ihm in Europa gebührt.“

Niemals im Verlaufe der Geschichte hat sich die Vorzeichnung einer Staatspolitik treffender bewährt, als sie hier von Bismarck in wenigen Zügen angedeutet worden. Es ist ein ganzes Programm, zusammengefaßt in die Zielpunkte: Entweder eine glänzende Rolle Preußens an der Seite von Österreich, oder die Einigung Deutschlands durch Preußens Schwert.

Die damaligen Versuche der preußischen Regierung, mit Hilfe von Parlamenten (Erfurter Unionsparlament vom März 1850) oder durch Verhandlungen mit den Fürsten (Berliner Fürstentag vom Mai desselben Jahres) zum Ziele zu gelangen, mußten scheitern.

Dann aber trat Österreich, welches inzwischen den Aufstand im eignen Innern mit russischer Hilfe niedergeworfen hatte, immer feindseliger den preußischen Unionsplänen entgegen und gewann hierbei die Unterstützung der deutschen Mittelstaaten. Die österreichischen Staatslenker drängten zur Wiedererweckung des Deutschen Bundes, und der Gegensatz zwischen Österreich und Preußen spitzte sich durch ihre verschiedene Stellung in den kurhessischen Verfassungswirren sowie in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit von Tag zu Tag schärfer zu.

König Friedrich Wilhelm IV., der noch immer an den Überlieferungen der Heiligen Allianz festhielt und den offenen Krieg mit Österreich vermeiden wollte, ließ sich durch einen von ihm eingeholten Schiedsspruch des russischen Kaisers Nikolaus bestimmen. Er schloß durch seinen neuen Ministerpräsidenten, Freiherrn von Manteuffel, die bekannte Übereinkunft zu Olmütz, nach welcher die früher bestandene Ordnung der Dinge, d. h. der alte Deutsche Bund unter Österreichs Vorherrschaft, wieder eingeführt (reaktiviert) wurde.

Was Bismarck vorhergesehen, war eingetroffen. Der Weg über Erfurt mußte entweder nach Olmütz oder auf das Schlachtfeld führen. Letztere Wahl schien zu jener Zeit noch nicht reif, denn Preußen stand nicht gerüstet genug gegen Österreich da. Im Kriegsfall würde vermutlich die österreichische Macht, besser vorbereitet, die preußische Hauptstadt im ersten Anlauf genommen haben. So sprach sich wenigstens der preußische Kriegsminister von Strotha damals gegen Bismarck selbst aus.

Ohne Zweifel ist jener politische Rückzug Preußens dem innersten Gefühl Bismarcks sehr nahe gegangen. Gleichwohl erheischte es von ihm in seiner damaligen Stellung eine Ehrenpflicht, das preußische Ministerium gegen die Angriffe der Zweiten Kammer in Schutz zu nehmen. Ihn stärkte bei dieser schweren Aufgabe die Überzeugung, daß die Regierung, nachdem einmal der verhängnisvolle Schritt geschehen, vor allem der Kräftigung gegen ihre inneren Feinde bedürfe, um das Ansehen des Staates nach außen wieder zu heben. Die scharfen Angriffe, welche damals der „Märkische Junker“ erfahren mußte, beirrten ihn nur wenig. „Seien Sie versichert“, rief er seinen Gegnern zu, „wir werden unsererseits auch noch den Namen des Junkertums zu Ehren und Ansehen bringen.“

Unter den Kämpfen der Zeit hatte Bismarck auch in der deutschen Einheitsidee das edle Metall von den Schlacken unterscheiden gelernt. Nicht mit glänzenden Reden und diplomatischen Kunstgriffen konnte das große Ziel erreicht werden, sondern durch thatkräftigen Willen und mit Hilfe wirklicher Machtsfülle. Von dieser Überzeugung durchdrungen, wünschte er vor allem sein engeres Vaterland gekräftigt durch die Eintracht zwischen König und Volk, mächtig durch ein starkes, waffenbereites Heer, um dann durch Preußen das gesamte Deutschland zu Macht und Ansehen erheben zu sehen.

Seine Anschauungen, welche er bei allen Gelegenheiten rückhaltlos zum Ausdruck brachte, blieben auch an höchster Stelle nicht unbeachtet, zumal der König Friedrich Wilhelm IV. schon früher von ihm Beweise der Ergebenheit und Treue empfangen, auch die persönliche Begegnung zu Venedig im Gedächtnis behalten hatte. Es ist daher leicht begreiflich, daß der König ganz besonders sein Auge auf Bismarck warf, als es sich darum handelte, seine Krone und seinen Staat an dem reaktivierten Bundestage zu Frankfurt durch eine der schwierigen Lage gewachsene Persönlichkeit vertreten zu sehen.

Die Berufung Bismarcks zu solchem Zwecke gilt daher als der eigenste Gedanke des Königs. Bismarck, welchen die Nachricht völlig unerwartet traf, vergegenwärtigte sich wohl die großen Schwierigkeiten der ihm zugeordneten Aufgabe, aber je reiflicher er erwog, desto größeren Reiz bot ihm die Berufung. Auf dem ihm angetragenen Posten konnte er zum erstenmal an hervorragender Stelle seinem Könige und Vaterlande in einem großen Wirkungskreise seine Dienste widmen und dort den Namen des preußischen Junkers und Landedelmannes wahrhaft zu Ehren bringen. Des Königs Bemerkung, daß er den Mut, welcher vor der gestellten Aufgabe nicht zurückschrecke, bewundern müsse, erwiderte deshalb Bismarck mit der feinen Wendung, daß des Königs Mut, ihn zu ernennen, jedenfalls größer sei als der seinige, anzunehmen. „Ew. Majestät können es ja mit mir versuchen!“ schloß er mit demütiger Bescheidenheit. Tief bewegt schaute der König in das offene männliche Gesicht des treuen Vorkämpfers seiner Krone, und dessen mutige Zuversicht anerkennend, sprach er: „Versuchen Sie es, mit Gott!“



Bismarck in der Bundestagsitzung.

Am Bundestage.

(1851—1859.)

Im Mai 1851 trat Otto von Bismarck als Rat bei der Bundestagsgesandtschaft unter Generalleutnant von Rochow ein und suchte zunächst den Boden seiner künftigen Thätigkeit in Frankfurt aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Er wohnte den offiziellen Vorträgen im Hause seines Vorgesetzten bei und arbeitete in dessen Auftrage viele umfangreiche Schriftstücke aus; auch vertrat er öfters den preußischen Gesandten am Hofe zu Darmstadt und in Wiesbaden. Zugleich knüpfte er auf Anweisung des Ministers von Manteuffel, der ihn mit Leitung der neugebildeten Preßstation in Frankfurt betraute, Beziehungen zu dortigen Zeitungsorganen an, um sie für die Erörterung schwebender Handelsfragen zu benutzen.

Im August desselben Jahres (1851) kam der König nach Mainz und verkehrte dort eingehend mit Bismarck, welcher bald

darauf an Rochow's Stelle seine Bestallung als Bundestagsgesandter erhielt. Nun richtete sich Bismarck, welcher anfangs in einem Hause der Hochstraße, dann im Seufferfeld'schen Hause (Gallusstraße) gewohnt hatte, in Frankfurt häuslich ein. Er nahm seine Wohnung in einer Rothschild'schen Villa, die einst dem Reichsverweser Erzherzog Johann als Residenz gedient hatte.

Mitten unter blühenden Gärten gelegen schien dieses Heim, das die liebenswürdige Gattin so angenehm als möglich zu gestalten wußte, wohl geeignet, die schweren Berufsorgen zeitweilig zu zerstreuen. Hier empfing Bismarck die Besuche näherer Bekannten aus dem Kreise der Gesandtschaft und die höheren Offiziere der Frankfurter Garnison, hier entfaltete er die ihm eigne Liebenswürdigkeit des Gemüthes, deren Zauber um so mächtiger wirkt, je weniger berechnet sie erscheint und je unmittelbarer sie der innersten Natur als Eingebung des Augenblickes entfließt.

Wer nach einem Gesellschaftsabend das Bismarck'sche Haus verließ, nahm etwas von jenem heiteren Frieden mit, der an einem gegneten Herde waltet. Aber auch der Hausherr selbst empfand den Segen, der auf seinem Heim lag. Seine Familie bestand damals aus einer Tochter, Marie, geboren am 21. August 1848 zu Schönhausen, und einem Sohne, Herbert, geboren am 28. Dezbr. 1849 zu Berlin. Im zweiten Jahre seines Frankfurter Aufenthaltes beschenkte ihn seine Gemahlin noch mit einem andern Sohne, am 1. August 1852, der von seinem Paten, unserm erhabenen Kaiser, den Namen Wilhelm erhielt. In diejem Familienkreise fand Bismarck von den schweren Mühen und Sorgen seines Amtes die ihm nötige Erholung, oft gewürzt durch anregende Zerstreuung bunter Gesellschaft, wie sie nur ein gastreiches Haus zu schaffen vermag.

Wenn aber die Gäste sich verabschiedet hatten, dann zog sich der Hausherr in sein Arbeitskabinett zurück und arbeitete noch stundenlang an der Abfassung von Berichten mit einer Klarheit, als ob er während des ganzen Abends sich mit nichts anderm beschäftigt hätte. So zog der Morgen über den nächtlichen Anstrengungen herauf. Halb angekleidet suchte er auf seinem Lager kurze Ruhe, und oft, wenn ihm die Glieder noch schwer waren, ließ er satteln, um einen meilenweiten Erholungsritt in die Umgebung der Stadt zu unternehmen oder seine Bekannten zu einer Jagdpartie abzuholen.

Es wird für alle Zeiten bewundernswert bleiben, mit welcher unererschöpflichen Arbeitskraft und Pflichtliebe sich Bismarck von Anfang der staatsmännischen Laufbahn in Frankfurt an den schweren Anforderungen seines hohen Berufes hingegeben hat. Die erst vor kurzer Zeit durch Ritter von Poschinger veröffentlichten schriftlichen Leistungen der Frankfurter Thätigkeit unsres Bismarck regen bei jedem unbefangenen Leser die Frage an, ob wir mehr die unermüdlige Arbeitstüchtigkeit, mehr die feine Beobachtungsgabe für Menschen und Dinge, mehr die geschickte Darstellung und meisterhafte Bewältigung des Stoffes, mehr die folgerichtige Schlußziehung rühmen sollen. Überall aber treffen wir denselben Grundzug begeisterter Liebe zum preußischen Vaterlande und wahrhaft deutscher Gesinnung, bethätigt durch jene meisterhafte Staatskunst, welche, je nach Umständen, bald mit kluger Mäßigung, bald mit entschiedener Haltung ihre Sache zum Siege führt. Es sind viele hundert Dokumente, welche vier starke Bände füllen, meist eigenhändige Berichte, theils unmittelbare Eingaben an den König, theils und in der Hauptsache Schreiben an den preußischen Ministerpräsidenten.

Die Gesamtheit dieser zahlreichen Schriftstücke gibt uns ein treues Bild fast der ganzen europäischen Politik während des sechsten Jahrzehnts. In lebendigen Zügen entrollt sich hier das Verhältnis zwischen Oesterreich und Preußen am Bundestage vor unsern Blicken. Wir erkennen, wie unser Bismarck, welcher in der Verehrung vor der österreichischen Staatskunst auferzogen war, nach kurzer Frist sich gedrängt sah, seine Jugendillusionen aufzugeben.

Er mußte bereits in der ersten Zeit seines Frankfurter Aufenthaltes tief empfinden, wie die Staatslenker des österreichischen Kaiserreiches das frühere Einvernehmen mit Preußen während der Zeit des Bundestages, je mehr sie es noch im Munde führten, doch thatsächlich um so ärger mit Füßen traten. Denn seit dem Tage der Wiedererweckung des Bundesverhältnisses gipfelte die österreichische Staatskunst in dem Ziele, den andern Großstaat im Bunde als tiefgehaften Nebenbuhler zu erniedrigen und zu vernichten.

Mit der scharfen Beobachtung und unererschütterlichen Ruhe eines Naturforschers lernte Bismarck die weitverschlungenen Fäden des Intrigenspiels kennen, womit sich Oesterreich in der Beherrschung des gesamten nicht preußischen Deutschland zu behaupten wußte.

Er nahm alsbald wahr, daß die große Mehrzahl der deutschen Regierungen, im Schreck vor der Revolution und vor der Gefahr, einen Teil ihrer Oberherrlichkeit an Preußen zu verlieren, sich an Österreich anlehnten. Die Familienbeziehungen der angesehensten Geschlechter in Süd- und Mitteldeutschland fand er mit Österreichs Interesse eng verknüpft. Die Söhne der Adelsfamilien standen im kaiserlichen Dienste, welcher für ein mäßiges Fortkommen nur ein geringes Maß von Anstrengungen und Kenntnissen voraussetzte.

Wo aber Beziehungen solcher Art fehlten, setzte Österreich alle Mittel in Bewegung, um sie zu schaffen; es belohnte seine Freunde mit derselben Konsequenz, womit es denen, die ihm im Interesse ihres eigenen Landes widerstanden, zu schaden suchte. So wurde z. B. der nassauische Gesandte durch schlechte Behandlung seiner in Österreich dienenden Söhne, später der württembergische Gesandte durch nachhaltige Beschwerden in Stuttgart zur Unterwerfung gebracht.

Dem Wiener Kabinette standen alle jene Hilfsmittel zu Gebote, über welche die politischen Leiter der katholischen Kirche verfügen, unter anderm auch die Presse der Ultramontanen, welche lediglich für Österreich kämpfte. Fast noch bedeutender war der Einfluß, den sich dieser Staat für Geld bei den sonstigen Zeitungsorganen geschaffen hatte. Es galt dieser Presse, Österreich als den ausschließlichen Vertreter deutscher Einheit und deutscher Interessen darzustellen. In allen Tonarten suchte sie auszuführen, wie nur Österreich allein die Macht und die Berufung habe, den gesunden und bessern Teil der Gedanken, die während der Revolutionszeit das Volk bewegten, ins Leben zu führen, wozu sich Österreich lediglich des Bundes als verfassungsmäßigen Werkzeuges bediene.

Weiterhin stand den Bestrebungen Österreichs in ganz Deutschland, besonders aber im Süden und Westen, die Stimmung der Mehrheit unter den Geldmännern zur Seite, welche vielfach Vortheil von Österreich zogen oder von dessen Zollpolitik erwarteten. Aus der Bekanntschaft mit Frankfurter Geldinstituten, welchen die österreichischen Zinszahlungen anvertraut waren, ersah Bismarck, wie weit diese Grundlage österreichischer Sympathien reichte, da insbesondere die Verwalter so mancher fürstlichen Privatvermögen aus dem hohen österreichischen Zinsfuß einen Beweggrund zu Geldanlagen in Metalliques oder in der österreichischen Nationalanleihe entnommen hatten.

Des hier, nach Bismarcks eignen Andeutungen, geschilderten weitreichenden Einflusses sich wohl bewußt, suchte denn Oesterreich die einzelnen deutschen Staaten aus der Stellung von Bundesgenossen zu Vasallen herabzudrücken, welche bei ihm kein Recht zu einer selbständigen Politik hatten.



Gesellschaftsabend bei Bismarck.

Bezeichnend ist eine Äußerung, welche einmal Graf Buol-Schauenstein, Nachfolger des begabten Ministers Fürst Schwarzenberg, gegen den sächsischen Gesandten von Könneritz gethan hat, daß nämlich Oesterreich auf die Kleinen drücken werde, bis dem Herrn von Beust, damals königlich sächsischem Minister, der Atem zum Widerspruch ausgehen werde.

Auf Grund solcher Gewalt hatte nun Österreichs Vertreter, zunächst Graf Thun-Hohenstein, sein Auftreten am Bundestage eingerichtet. Ihm entgegen trat unser Bismarck, allein gestützt auf seine warme und wahre Liebe zu Deutschland, aber fest entschlossen, dem preußischen Ansehen kein Tüttelchen zu vergeben.

Es war zunächst die geschäftliche Behandlung der Sachen, bei welcher Bismarck im österreichischen Interesse allen versuchten Übergriffen des Präsidiums schonungslos entgegentrat. Leider mußte er von vornherein die Erfahrung machen, daß der österreichische Vertreter nicht mehr der früher im alten Bundestag gepflogenen Sitte folgen mochte, nach welcher die beiden Großmächte etwaige Keime der Uneinigkeit jemalig vor einer öffentlichen Verhandlung am Bundestage durch Verständigung untereinander thunlichst beseitigt hatten. Allerdings gab es einzelne Fragen, worin beide Hauptstaaten dasselbe Ziel verfolgten, z. B. die Regelung der Verhältnisse in Schleswig-Holstein, welche im Jahre 1852 durch den bekannten Londoner Vertrag ihren vorläufigen Abschluß fand. Im allgemeinen wurde aber das Zusammenwirken Preußens und Österreichs seitens des Bundespräsidiums absichtlich immer mehr erschwert.

Bismarck nahm zu seinem Bedauern wahr, daß alle Fragen, in welchen die Politik der beiden Großmächte nicht unbedingt dasselbe Ziel verfolgte, von Österreich nur benutzt wurden, um Preußen in der Bundestagsitzung überstimmen zu lassen. Dahin gehört z. B. der Streit über die im Jahre 1848 durch das Volk geschaffene deutsche Flotte. Es lag im Interesse Preußens, die Erhaltung der Flotte mit Hilfe von Beiträgen der deutschen Staaten zu befürworten, in der Voraussetzung, daß ihm die oberste Führung zugesagt werde; Österreich hingegen wollte die Flotte zur Verfügung des von ihm beherrschten Bundestages erhalten, während die Mittelstaaten eine Dreiteilung wünschten, nach welcher Österreich die Flotte auf der Adria, Preußen die auf der Ostsee und die übrigen Staaten die auf der Nordsee leiten sollten. Da eine endgültige Einigung nicht herbeizuführen war, mußte wegen der Kostenfrage schließlich die Flotte unter den Hammer gebracht werden. So standen sich kaum ein Jahr nach der Reaktivierung des Bundestages wieder die alten Gegensätze des österreichischen Großdeutschland, der preußischen Union und der mittelstaatlichen Trias einander gegenüber.

Fast ununterbrochen währte der kleine Krieg über die Befugnisse des Präsidialgesandten. Zwar kam es in erster Zeit, solange Graf Thun den Vorsitz führte, nur zu einzelnen Reibungen, welche, dank einer gegenseitigen Hochachtung von Person zu Person, sich in angemessenen Schranken bewegten. Minder erträglich stellte sich der Zustand unter Graf Thuns Nachfolger, dem ebenso anmaßend als unzuverlässig auftretenden Freiherrn von Prokesch-Osten. Ihm gegenüber griff denn auch Bismarck nachdrücklicher in die formelle Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten ein. Er setzte eine gründliche Revision der Geschäftsordnung durch und er mühte sich, den Übelstand, daß die Beamten der Bundeskanzlei lediglich als österreichische Behörden handelten, thunlichst abzuschwächen. Bei alledem mußte er mit großem Geschick sein Auftreten so einzurichten, daß er weniger die Interessen Preußens gegenüber Österreich als vielmehr die Rechte des ganzen Bundes gegenüber dem Präsidium zu verfechten schien. Vermied er dadurch nun auch den Anschein einer streitsüchtigen Kleinrämerei, so mußte er doch oft genug erfahren, daß seine Kollegen ihm zwar für sein kräftiges Auftreten im stillen dankbar die Hand drückten, bei den Beschlüssen selbst ihn jedoch im Stiche ließen, um sich und ihre Staaten nicht der sicher treffenden Vergeltung Österreichs auszusetzen.

Über die einzelnen Präsidialgesandten, mit denen Bismarck zu verkehren und zu kämpfen hatte, sprach er selbst sich einmal später in Versailles, während der Belagerung von Paris aus:

„Mit Thun war auszukommen; der war ein anständiger Mensch. Graf Rechberg war im ganzen gleichfalls nicht übel, wenigstens persönlich ehrlich, wenn auch sehr heftig und aufbrausend, einer von den hitzigen Hochblonden. — Doch durfte auch er es als österreichischer Diplomat damaliger Schule mit der Wahrheit nicht genau nehmen. Der dritte aber, von Prokesch-Osten, war gar nicht mein Mann; der hatte aus dem Orient die ärgsten Intrigen mitgebracht. Die Wahrheit war ihm ganz gleichgültig. Ich entsinne mich, einmal in einer großen Gesellschaft wurde von irgend einer österreichischen Behauptung gesprochen, die nicht mit der Wahrheit stimmte. Da sagte er, daß ich es hören sollte, mit gehobener Stimme: „„Wenn das nicht wahr wäre, da hätte ich im Namen der kaiserlich-königlichen Regierung (er betonte das Wort stark) gelogen!““

Hierbei sah er mich an. Ich sah ihn wieder an und sagte gelassen: „„Allerdings, Excellenz.““ Er war offenbar erschrocken, und als er sich umblickte und lauter niedergeschlagenen Augen begegnete und einem tiefen Schweigen, das mir recht gab, wendete er sich still ab und ging ins Speisezimmer, wo gedeckt war. Nach Tische aber hatte er sich erholt. Da kam er auf mich zu — mit einem gefüllten Glase — sonst hätte ich gedacht, er wolle mich fordern — und sagte: „„Na, lassen Sie uns Frieden machen!““ — „„Warum denn nicht?““ erwiderte ich. „„Aber das Protokoll muß doch geändert werden!““ — „„Sie sind unverbesserlich!““, erwiderte er lächelnd, und damit war es gut. Das Protokoll wurde geändert und damit anerkannt, daß es die Unwahrheit enthalten hatte.“

So verstand es auch bei rein persönlichen und mehr vertraulichen Begegnungen mit den Diplomaten Frankfurts unser Bismarck wie kein anderer, alle Zumutungen und Übergriffe ebenso fein als bestimmt, immer aber schneidig zurückzuweisen.

Gelegentlich einer Unterredung mit dem Präsidialgesandten Graf Thun über die Stellung Österreichs zum Zollverein betonte der österreichische Diplomat den überwiegenden Einfluß Österreichs in Deutschland, welcher sichtlich in der Natur der Dinge liege; er bedauerte unter anderm, daß Preußen durch seine Weigerung, den Zollverein als eine Bundes Sache zu behandeln, sich selbst gegenüber Österreich schade. Unter solchen Umständen könne das Verhältnis zwischen Österreich und Preußen nicht ein Friede, sondern nur ein Waffenstillstand genannt werden. Mit schlagfertiger Ironie ging auf solchen Gedankengang Bismarck ein, indem er hinzufügte, daß danach die Existenz Preußens und noch weiter die der Reformation ein bedauerliches Faktum wäre. Es sei aber nun einmal nicht zu ändern, und man müsse nach Thatfachen, nicht nach Idealen rechnen. Denn ein Preußen, welches nach Österreichs eignem Wunsche der Erbschaft Friedrichs des Großen entsagen möge, um sich seiner „wahren providentiellen Bestimmung als Reichserzkämmerer“ hinzugeben, bestehe in Europa nicht. Ehe er selbst zu einer solchen Politik seinem Könige raten könne, würde eine Entscheidung durch den Degen vorhergehen müssen. Als darauf Graf Thun Preußen mit einem Manne verglich, der einmal das große Loos gewonnen habe und nun seinen Haushalt auf die jährliche Wiederkehr solchen

Glücksfalles einrichte, erwiderte Bismarck schneidig, daß in dem Falle, wenn man in Wien selbst ebenso dächte, Preußen nochmals in der fraglichen Lotterie werde setzen und es Gott überlassen müssen, ob es gewinnen werde.

Das Übergewicht, welches Österreich in Anspruch nahm, sollte auch durch das persönliche Auftreten seiner Gesandten am Bunde gekennzeichnet werden. Bismarck machte die Erfahrung, daß der österreichische Präsidialgesandte als solcher keine Besuche abstattete, nicht einmal erwiderte. Beim Zusammentreffen mit andern Gesandten, z. B. an benachbarten Höfen, nahm der Präsidialgesandte, welcher allein sich den höchsten Gesandtenrang als Botschafter zuerkannte, den Vortritt in Anspruch, und die Zeremonienmeister hatten stets die schwierige Aufgabe, die Etikettenfragen zu gunsten Österreichs, oft durch künstliche und ungewöhnliche Verteilung der Plätze zu lösen.

„Ich habe in solchen Fällen immer auf eine gleiche Berücksichtigung gehalten, und wo sie mir, wie gelegentlich in Darmstadt, einmal nicht gewährt wurde, bin ich der Möglichkeit einer Wiederholung des Vorganges nachher aus dem Wege gegangen.“

Es mag an dieser Stelle eines kleinen Zwischenfalles gedacht sein, welcher, unbedeutend an sich, doch das persönliche Verhalten der Gesandten und dessen Besserung durch unsres Bismarck Auftreten treffend kennzeichnet. In den Sitzungen des Militärausschusses am Bunde war es herkömmlich, daß nur der Präsidialgesandte, damals Graf Thun, sich den Genuß des Rauchens gestattete. Nachdem dies Bismarck als gewohnheitsmäßig erkundet hatte, brachte auch er eine Zigarre mit, und es rauchten nun die beiden Vormächte. Sei es, daß er über diese Frage der Würde nach München berichtet, sei es, daß er sich mit Graf Thun benommen hatte — genug, der bayrische Gesandte, bekanntermaßen des Rauchens unkundig, zog in der nächsten Sitzung eine ungewöhnlich blonde Zigarre hervor, schlug sich klirrend Feuer und rauchte, jedoch nur so lange, bis eine bemerkenswerte Veränderung seiner Gesichtsfarbe unüberwindlich hervortrat. In der nächsten Sitzung folgte Hannover seinem Beispiel, nach und nach die andern Königreiche, so daß zuletzt der ganze Ausschuß sich der Havanna erfreute.

Abgesehen von den Formfragen äußerer wie innerer Art suchte Bismarck auch den von ihm vertretenen Standpunkt überall zu

wahren, wo ein folgenschweres Interesse Preußens, in materieller und geistiger Richtung oder auf dem Gebiete der auswärtigen Politik in Frage kam. Es ist schon oben angedeutet, wie nachdrücklich er den Bestrebungen auf Österreichs Eintritt in den Zollverein entgegentrat. Als sich die von Österreich beeinflussten Staaten endlich überzeugten, daß Preußen fest bleiben und eher den Zollverein opfern, als Österreich darin aufnehmen werde, versuchten sie es nicht länger, den von Österreich ihnen vorgezeichneten Widerstand gegen ihren eignen Vorteil auf die Spitze zu treiben.

Nunmehr bequeme sich Österreich zu einem besonderen Handelsvertrage mit Preußen unter gegenseitigen Zollerleichterungen. Die Schwierigkeiten aber, welche Preußen hierbei im allgemeinen deutschen Interesse zu überwinden hatte, regten in Bismarck schon zu jener Zeit die Idee an, für die Ausübung des ständischen Zustimmungsrechts in Zollvereinsachen eine Art „Zollparlament“ eingeführt zu sehen.

Aus ähnlichen Bedenken wie in der Zollfrage wünschte Bismarck auch bei Bestimmung des Platzes für die Beratung eines allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches die Wahl eines österreichischen Ortes ausgeschlossen. Ebenso trat er den auf Frankfurt zielenden Vorschlägen entgegen, weil nach seiner Voraussicht dort die Beratungskommission in nähere Beziehungen zu der Präsidialleitung des Bundes gebracht werden könnte. Dagegen schien ihm der Centralplatz Leipzig, an welchem schon früher die Wechselordnung zustande gekommen, oder auch eine Stadt im Königreich Bayern, welches zuerst die einheitliche Handelsgesetzgebung angeregt hatte, einen günstigeren Boden für die Vertretung des preußischen Standpunktes zu bieten. Die Konferenz für das Handelsgesetzbuch wurde dann in der That in die bayrische Stadt Nürnberg verlegt.

In derselben Stadt war bekanntlich das „Germanische Museum“ gegründet worden, um dessen Förderung sich ebenfalls Bismarck infolge seines Verkehrs mit dem Freiherrn von Aufseß zu Nürnberg im Jahre 1853 warm verwendet hat. Desgleichen bemühte er sich, als man, zu Ende 1852, die unter Nees von Esenbeck seit 1830 in Breslau gefessene „Leopoldinische Akademie“ nach Wien verlegen wollte, im Gegensaße hierzu um eine engere Verbindung zwischen den wissenschaftlichen Vereinen in Berlin und in Süddeutschland.

Über auch manche politische Frage mußte Bismarck, im Widerstreite mit dem Präsidium, durch beharrliche Festigkeit bis zur siegreichen Erledigung zu führen. Es mag zunächst die im November 1858 erreichte Beugung Dänemarks unter die Bundesbeschlüsse erwähnt sein, welche zu gunsten der Verfassung und eines geordneten Rechtszustandes in Holstein-Lauenburg ergangen waren. Sodann ist in der Raftatter Besatzungsfrage Bismarcks wohlberechnetes Verfahren hervorzuheben, durch welches er die Gegenpartei am Bunde zu einer geradezu ungerechtfertigten Überstimmung Preußens trieb, um ihre Ränke offen zu legen.

„Die Versammlung war in einer gedrückten Stimmung“, berichtete Bismarck, „und vielleicht keiner unter den Anwesenden, dem es jetzt nicht lieber gewesen wäre, wenn man unsern Antrag auf Verweisung an die Militärkommission von Hause aus acceptiert hätte, anstatt sich auf österreichische Zirkulardepeschen durch Zusagen für das Gegenteil zu binden. Namentlich bei dem Grafen Rechberg war das Gefühl offenbar lebendig, daß er seine Regierung zu einem politischen Fehler induciert hat.“

In der Sache selbst wurde dank der weiteren Energie Bismarcks schließlich eine unmittelbare Verständigung zwischen Wien und Berlin erreicht, und die Bundesversammlung veranlaßt, den Antrag Oesterreichs auf Genehmigung seines Abkommens mit Baden ruhen zu lassen.

Weit größer als in diesem kleinen Kriege im Innern des Bundestages erscheint aber unser Bismarck, der inzwischen zu einem entschiedenen Widersacher Oesterreichs herangewachsen war, in der Würdigung aller großen politischen Fragen, wie sie hauptsächlich während des Krimkrieges 1854 und später angesichts des italienischen Krieges 1859 an den Deutschen Bund herantraten. Mit weitem Vorausblick hielt Bismarck in der orientalischen Frage (1854) die Stimmung der preussischen Regierung für Rußland aufrecht, gegenüber allem Andrängen Oesterreichs, welches sich damals, undankbar für die einst genossene Hilfe Rußlands, mit den Westmächten einließ und auch den Deutschen Bund samt Preußen in seine Bahn ziehen wollte. „Es würde mich ängstigen“, schrieb Bismarck in einem Berichte vom 15. Februar 1854, „wenn wir vor dem möglichen Sturm dadurch Schutz suchten, daß wir unsre schmucke und feste Fregatte an das wurmstichige alte Orlogschiff (Kriegschiff) von

Osterreich koppelten. Wir sind der bessere Schwimmer von beiden und jedem ein willkommener Bundesgenosse, sobald wir unsre etwaige Isolierung und strenge Neutralität aufgeben wollen; während wir später Bedingungen für unsern Beistand stellen können, würde es jetzt schwer fallen, den Schein einer ängstlich von uns gesuchten Anlehnung zu vermeiden.“

Noch drastischer spricht Bismarck seine Anschauung in einem Privatschreiben an Generalleutnant von Gerlach (Februar 1855) mit den Worten aus: „Ergreifen wir jetzt das Steuer der deutschen Politik, so treibt das Schiff mit dem Winde österreichischer Einschüchterung und westmächtlicher Strömung in den französischen Hafen, und wir in der Rolle eines widerhaarigen Schiffsjungen auf ihm.“

Als Bismarck einige Zeit darauf in Berlin verkehrte, traf er mit dem französischen Gesandten Marquis de Moustier zusammen. Sie sprachen über die Haltung Preußens in der orientalischen Frage, und der Franzose bemerkte, daß die preußische Politik vermutlich nach Genua steuern werde. Schlagfertig erwiderte Bismarck: „Warum nicht nach Leipzig oder Waterloo?“ — Dieser Antwort gedachte, sich beschwerend, der französische Gesandte gegen König Friedrich Wilhelm. Der König aber sah sich bewogen, seinem Bundestagsgesandten recht zu geben.

Alles in allem schwebte dem preußischen Staatsmanne als Schreckbild der Gedanke vor, daß sein Staat Gefahren und Anstrengungen im Dienste Osterreichs übernehmen könnte, während er selbst schon damals für die selbständige Stellung Preußens, als europäische Großmacht, eine Politik der freien Hand, also die je nach Umständen beliebige Verbindung mit irgend einem andern Lande Europas, ins Auge gefaßt hatte.

Seiner festen Überzeugung nach war übrigens der Rahmen des Deutschen Bundes für beide Großmächte, Osterreich und Preußen, zu eng. In einer ausführlichen Denkschrift vom April 1856, welche später in eingeweihten Kreisen den Namen des „Prachtberichtes“ erhalten hat, spricht er sich dahin aus, daß Preußen in nicht zu langer Zeit für seine Existenz gegen Osterreich werde sechten müssen; dies sei um so mehr unvermeidlich, als der ganze Gang der Dinge in Deutschland keinen andern Ausweg böte.



Fahrt in den Puffen.

Diplomatische Reisen.

(1852—1857.)

Die diplomatische Thätigkeit des preußischen Bundestags-Gesandten außerhalb Frankfurts wurde zu jener Zeit namentlich gegenüber dem Großherzogtum Baden und Hessen in Anspruch genommen. Im ersteren Lande war zwischen der Staatsregierung und der katholischen Kirche, vertreten durch den Erzbischof zu Freiburg, ein heftiger Streit ausgebrochen, welcher bis zur Versagung des Gehorsams gegen die Staatsgesetze führte. Bismarck sprach sich bereits damals energisch im Interesse der Staatshoheit aus und begab sich im Januar 1854 nach Karlsruhe, um dort das Vertrauen des Regenten und seiner Minister zu heben. Gleiches geschah zu gunsten der Regierung von Nassau.

Ein andermal, im Jahre 1853, hatte Bismarck in einer Streitfache zwischen dem hessischen Minister von Dalwigk und dem preußischen Gesandten Freiherrn von Canitz einzuschreiten. Da seine persönliche Vorstellung bei dem Großherzog von Hessen ohne Erfolg blieb, riet er selbst zu einem Abbruch des diplomatischen Verkehrs mit Hessen, was dann schließlich nach Jahresfrist den Großherzog zu einer Wiederannäherung an Preußen bewog.

Unser Bismarck.

Auf den Reisen nach Süddeutschland berührte Bismarck im Frühjahr 1854 die bayrische Residenz. Dort wurde gerade Heerschau, zu Ehren eines anwesenden österreichischen Generals, gehalten, in dessen Gefolge zahlreiche Offiziere, alle im Schmuck ihrer Kriegsorden, erschienen waren. Bismarck nahm als Zuschauer teil und hatte seine preußische Landwehruniform mit sämtlichen Auszeichnungen angelegt, welche ihm von großen und kleinen Höfen während seiner Bundestagsgesandtschaft erteilt waren. Der General begrüßte ihn und erlaubte sich, nach Bismarcks Orden weisend, mit seiner Anspielung auf die damals im Osten drohenden Kriegswetter und auf die passive Rolle, die Preußen während der Kriegsergebnisse des letzten Jahrzehnts gespielt hatte, die unvorsichtige Frage: „Schaun's, Excellenz! Alle vor'm Feinde erworben?“ „Ja wohl, Excellenz!“ lautete die blitzschnelle Antwort unsres Bismarck, „alle vor'm Feinde, alle in Frankfurt am Main!“

Unter anderweitige Ausflüge, welche Bismarck von Frankfurt zeitweilig unternahm, fällt zunächst seine Reise nach Wien im Sommer 1852. Er hatte den Auftrag, ein Handschreiben seines Souveräns an den Kaiser von Oesterreich zu überbringen. Auch bei dieser Gelegenheit mußte sich Bismarck von der Abneigung gegen Preußen, welche in den österreichischen Regierungskreisen vorherrschte aus vielfachen Einzelheiten von neuem überzeugen. Die Wiener Reise bot ihm übrigens den willkommenen Anlaß zu einem weiteren Ausfluge, welchen er nach Ungarn hinein unternahm, um als Freund der Natur auch die Romantik der ungarischen Puszta kennen zu lernen. Eine Probe seiner feinen Beobachtung und lebensvollen Schilderung, welche er über die Fahrt von Alberti-Josa nach Kecskemet, durch die Puszten zwischen Donau und Theiß, in einem Briefe an seine Gemahlin damals entworfen hat, mag hier eingeschaltet sein:

„Nach einem komfortablen Frühstück unter dem Schatten einer (mich an Schönhausen erinnernden) Linde bestieg ich einen sehr niedrigen Leiterwagen mit Strohsäcken und drei Steppensperden davor; die Mannen luden ihre Karabiner, saßen auf, und fort ging's in saufendem Galopp. Hildebrand und ein ungarischer Lohndiener auf dem Vorderack, und als Kutscher ein dunkelbrauner Bauer mit Schnurrbart, breitrandigem Hut, langen, speckglänzenden schwarzen Haaren, mit einem Hemd, das über dem Magen aufhört, und einen

handbreiten, dunkelbraunen Gurt eigener Haut sichtbar läßt, bis die weißen Hosen anfangen, von denen jedes Bein weit genug zu einem Weiberrock ist, und die bis an die Kniee reichen, wo die bespornten Stiefel anfangen.



„Alle vor'm Feinde erworben?“

„Denke dir festen Rasengrund, eben wie der Tisch, auf dem man bis an den Horizont meilenweit nichts sieht als die hohen kahlen Bäume der für die halbwildern Pferde und Ochsen gegrabenen Ziehbrunnen (Püttschwengel); Tausende von weißbraunen Ochsen mit armlangen Hörnern, flüchtig wie Wild, von zottigen, unansehnlichen Pferden, gehütet von berittenen, halbnaekten Hirten mit lanzenartigen Stöcken, unendliche Schweineherden, unter denen jederzeit ein Esel, der den Pelz (bunda) des Hirten trägt, und gelegentlich ihn selbst; dann große Scharen von Trappen, Hasen, hamsterartige Zeisel, gelegentlich an einem Weiher mit salzhaltigem Wasser wilde Gänse, Enten, Kiebitze: das waren die Gegenstände, die an uns und wir an ihnen vorüberflogen während der drei Stunden, die wir auf sieben Meilen bis Ketskemet fuhren, mit etwas Aufenthalt in einer Gfarda (einfaches Wirtshaus). Ketskemet

ist ein Dorf, dessen Straßen, wenn man keine Bewohner sieht, an das kleine Ende von Schönhausen erinnern, nur hat es 45 000 Einwohner, ungepflasterte Straßen, niedrige, orientalisches gegen die Sonne geschlossene Häuser mit großen Viehhöfen. Ein fremder Gesandter war da eine so ungewöhnliche Erscheinung, und mein magharischer Diener ließ die Exzellenz so rasseln, daß man mir sofort eine Ehrenwache gab, die Behörden sich meldeten und Vorspann requiriert wurde.“

Am Tage darauf kehrte Bismarck wieder nach Pest zurück, um seine Rückreise über Wien und Berlin nach Frankfurt anzutreten. Der Sommer 1853 führte ihn nach einer andern Richtung. Er sah in Nordsee und in Ostsee seine „alte Geliebte“, die See, wieder und warf sich mit Ungeduld an ihre wogende Brust. Von dort aus unternahm er dann einen Ausflug durch Belgien und Holland, wo besonders das flache Land mit seinen buschigen grünen Wiesen und weidenden Herden, mit den reinlichen Städtchen „wie aus Bilderbogen ausgeschnitten“ sein Wohlgefallen erregte.

In den Jahren 1855 und 1857 verkehrte Bismarck in Paris mit Kaiser Napoleon, welcher im ersteren Jahre, nach den Erfolgen im Krimkriege, ein großes Friedenswerk, die erste Pariser Industrieausstellung in Szene gesetzt hatte. Bei dem zweiten Besuche ging Bismarck den französischen Kaiser um dessen Einfluß auf die schweizerischen Bundesbehörden an, wegen Freilassung der preußischen Parteigänger, deren Versuch, die Landschaft Neuenburg der preußischen Krone zu erhalten, mißglückt war. Napoleon zeigte sich, nach Bismarcks eignen Worten, damals „nett und liebenswürdig“ und brachte dann auch eine leidliche Vermittlung zu stande.

Im Sommer 1857 unternahm Bismarck noch eine größere Jagdreise nach dem skandinavischen Norden. In mancher Beziehung waren dort die Jagden nicht gefahrlos. So erzählte Bismarck später, wie er eines Tages in Finnland sich plötzlich einem großen Bären, den er vorher nicht bemerkt hatte, gegenüber befunden habe. „Ich schoß endlich“ — so berichtete er — „und der Bär fiel etwa sechs Schritte vor mir nieder. Er war aber nicht tot und konnte wieder aufstehen. Ich wußte, was mir dann bevorstand, und was ich zu thun hatte. Ich rührte mich kaum, lud aber ganz leise wieder die Flinte, und als sich das Tier wieder aufrichten wollte, schoß ich es nieder.“



An der Grenze, auf dem Wege nach Petersburg.

Von Frankfurt nach Petersburg.

(1859—1862.)

Die am Bundestage von Bismarck vertretenen politischen Anschauungen hatten durchgehends, soweit sie namentlich von jeder feindseligen Gefinnung gegen Rußland sich fern hielten, die Billigung des Königs Friedrich Wilhelm gefunden, in dessen Gunst Bismarck während seiner Amtsführung zu Frankfurt nur höher gestiegen war. Aber auch unter der Regentschaft, welche nach Erkrankung des Königs sein erhabener Bruder, unser jetziger Kaiser Wilhelm, im Herbst 1858 übernahm, blieb Bismarck in näherer Fühlung mit den leitenden Kreisen Preußens.

Das zu jener Zeit herrschende Ministerium der „Neuen Ära“ mochte freilich dem rückhaltlosen Zuge der Politik Bismarcks nicht folgen, als zu Anfang des Jahres 1859 der drohende Ausbruch des Krieges zwischen Osterreich und Frankreich näher zog. Denn Bismarck sprach sich offen für die nationalen Forderungen der italienischen Vormacht Sardinien aus. Er gönnte unumwunden Italien ebenso die Befreiung vom österreichischen Joche, wie er Preußen und Deutschland von dem übermächtigen Einflusse Osterreichs erlöst wünschte. Insbesondere hielt er es für durchaus

verwerflich, daß sich Preußen um Österreichs willen in einen Krieg mit Frankreich, ohne angemessene Zugeständnisse, stürzen sollte. Allerdings begriffen in Deutschland damals, außer Bismarck, nur wenige den verwandten Zug, welcher durch die italienischen und durch die deutschen Einheitsbestrebungen ging. Man fürchtete vielmehr allgemein, daß Napoleon, der auf der Höhe seines Ansehens in Europa stand, nach Österreichs Befiegung alsbald auch gegen Deutschland ziehen und die Rheingrenze in Anspruch nehmen werde.

Mit Schrecken bemerkten daher die mittelstaatlichen Gesandten, welche zum Kriege wider Frankreich und Italien drängten, wie Bismarck in Frankfurt sich öffentlich mit dem sardinischen Gesandten Barral Arm in Arm sehen ließ. Mit diesem schnellen Tempo in der vaterländischen Politik vermochten die Minister der neuen Ära nicht Schritt zu halten. Übrigens sah Bismarck sehr wohl die persönlichen Folgen seines Auftretens voraus. Noch vor Ablauf des Jahres 1858 schrieb er an seine Schwester, Frau von Arnim: „Sehr schön wäre es, wenn Ihr uns in Frankfurt besuchen wölltet, ehe ich an der Newa kalt gestellt werde.“

Im Februar 1859 erhielt er in der That seine Ernennung zum Gesandten in Petersburg; die Frankfurter Periode seines diplomatischen Wirkens war geschlossen. Schon im letzten Jahre seines Aufenthaltes zu Frankfurt, vielleicht in der Borahnung seiner späteren Abberufung, hatte Bismarck in einer längeren Denkschrift über „Notwendigkeit der Inaugurierung einer selbständigen preußisch-deutschen Politik“ die Ergebnisse der in Frankfurt gewonnenen Erfahrungen zusammengefaßt. Er schildert hier die Ursachen des übermächtigen Einflusses von Österreich, bespricht die Beziehungen der einzelnen deutschen Staaten zu einander, erwägt die schiefe Stellung, in welche namentlich Preußen am Bunde geraten, und empfiehlt schließlich eine selbständige, sowohl vom Bunde als Österreich unabhängige deutsche Politik. Hierzu verlangt er, daß Preußen, als lebensfähigster Staat Deutschlands, die Führung der deutschen Sache in seine Hand nehme, Österreich auf die Seite schiebe und so den Bund selbst unschädlich mache. Dafür sollen einzelne Verbindungen mit den Mittelstaaten, insbesondere mit Bayern, unabhängig vom Bunde, angestrebt werden, worauf sich das stark ausgeprägte Nationalgefühl des deutschen Volkes schon geltend machen werde.

Es ist hier, mit einem Worte, das Programm für die künftige deutsche Politik unfres Bismarck bereits in den Grundzügen vorgezeichnet, es ist zugleich der Abschluß einer langen Zeit reicher Erfahrungen und Sammlungen. Das Wirken in Frankfurt, auf welches wir absichtlich näher eingegangen waren, kann gleichsam als die hohe Schule Bismarcks in seiner Staatskunst angesehen werden. Geläutert in seinen Lebensanschauungen und gereift in seiner Berufsthätigkeit ist er aus jener Zeit hervorgegangen. Mit einer rührenden Erinnerung an die Tage ungebundener Jugendzeit, welche er einst am Rhein verlebt hatte, war er 1851 in Frankfurt eingezogen. „Möchte es doch Gott gefallen“, hatte er (3. Juli 1851) an seine Gemahlin geschrieben, „mit Seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner 21jähriger Jugend nutzlos verbrannte und schale Reigen zurückließ. — Wie viele sind begraben, mit denen ich damals liebte, beehrte und würfelte; wie hat meine Weltanschauung in den vierzehn Jahren seitdem doch so viele Wandlungen durchgemacht, von denen ich immer die gegenwärtige für die richtige Gestaltung hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien; wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete! Wie manches Laub mag noch an unserm inneren Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und wertlos welken, bis wieder vierzehn Jahre vorüber sind, bis 1865, wenn wir's erleben!“

Raum war die Hälfte der hier erwähnten vierzehn Jahre vergangen, als Bismarck bereits vor einem neuen Abschnitte seines Lebens stand. Mannigfache Klärung war über ihn gekommen, manche Schlacke, die ihm beim Einzuge in Frankfurt noch aus seiner Verbindung mit den Reaktionskreisen in Preußen anhing, war durch die hohe Reinigung seiner warmen Vaterlandsliebe mit abgestreift. In den Augen der großen Menge mochte er zwar immer noch als ein Anhänger der engeren Reaktionspartei und des landläufigen Junkertums gelten. Schon war dieser Standpunkt aber in seine gewachsene Liebe zum großen deutschen Vaterlande aufgegangen. Was ihn trug und begeisterte, war diese vaterländische Gesinnung, während er die Mittel zu ihrer Bethätigung nunmehr lediglich aus dem wirklichen Boden der Thatfachen schöpfte, gelöst von aller Gefühlsschwärmerei für einseitige Ideale. Ebenso wie er entgegen

den Anschauungen der katholisierenden Kreuzzeitung im badischen Kirchenkonflikt für die Landeshoheit und für den Protestantismus einstand, erhob er sich auch über die heimischen Theorien des angestammten Fürstentums, da es ihm galt, dem aus der Revolution hervorgegangenen Kaiser Napoleon, im Interesse des Widerstreites gegen Oesterreich, näher zu treten.

Als sich gelegentlich jenes Konfliktes Herr von Gerlach, ein Führer der Kreuzzeitungspartei, mit schroffer Heftigkeit gegen die badische Regierung ausgelassen, „welche mit dem hölzernen Schwerte der Bürokratie dem gewaltigen Aufschwung der Römischen Kirche entgegen treten wolle“, da schrieb Bismarck an den Ministerpräsidenten Manteuffel unter dem 7. Januar 1854: „Wenn ich Herrn von Gerlach nicht seit vielen Jahren kannte, würde ich an seinem Protestantismus irre werden. Ich verstehe es nicht, wie jemand, der unzweifelhaft von einer warmen Vaterlandsliebe beseelt ist, sich in diesem Grade von jeder preußischen Anschauungsweise ganz frei machen kann.“

Im Hinblick auf die sogenannte Illegitimität des neuen französischen Kaisertums aber fragt Bismarck in einem Berichte vom Juli 1857 nicht mit Unrecht, wieviel Existenzen es überhaupt in der neueren politischen Welt gäbe, welche mit voller Kontinuität im Rechte wurzeln. „Spanien, Portugal, Brasilien, alle amerikanischen Republiken, Belgien, Holland, die Schweiz, Griechenland, Schweden, das noch heute mit Bewußtsein in der Revolution von 1688 fußende England können ihre dermaligen Rechtszustände auf keinen legitimen Ursprung zurückführen. Selbst für das Terrain, welches die deutschen Fürsten, teils dem Kaiser und Reich, teils ihren Mitständen, den Standesherrn, teils ihren eignen Landständen abgewonnen haben, läßt sich kein vollständig legitimer Besitztitel nachweisen.“

Und nun sah Bismarck sich berufen, sein Vaterland an einem Kaiserhofe zu vertreten, der als Hort der fürstlichen Legitimität in Europa galt. Die Reise dahin nach St. Petersburg mußte damals jenseits Königsberg noch im Schlitten gemacht werden. Mitten durch Schneesteppen ging es über die preußisch-russische Grenze. Nach sechs Tagen traf Bismarck mit den Seinigen in der Zarenstadt an der Newa ein.

Am 1. April 1859, gerade an seinem 44. Geburtstage, überreichte Bismarck in Petersburg dem Kaiser Alexander sein Beglaubigungsschreiben. Er fand am russischen Hofe und in der

russischen Gesellschaft freundliche Aufnahme. Der Kaiser schätzte ihn als einen Verehrer seines verstorbenen Vaters Nikolaus, welcher dem preussischen Staate die von Bismarck einst so warm befürwortete Neutralität während des Krimkrieges stets zu Dank gewußt hatte.



Bei der Kaiserin-Mutter.

Bismarck seinerseits machte durch sein kluges Verhalten den Zar mit dem Gedanken vertraut, daß ein mächtiges selbständiges Preußen der zuverlässigste Verbündete Rußlands sein werde. Bei der Kaiserin-Mutter Charlotte, der Schwester seines Souveräns, weilte er oft und hörte ihrem heiteren Geplauder stundenlang zu,

während die hohe Frau, schwarz angezogen, an einem großen Schawl mit langen Stäben strickte.

Auch mit dem kaiserlichen Minister Gortschakow, der als russischer Gesandter in Wien, 1854—1856, ähnliche Erfahrungen mit Oesterreich gemacht hatte, wie Bismarck in Frankfurt, wußte sich letzterer auf den besten Fuß zu stellen. Zu dem hohen Adel Rußlands brachte ihn seine Vorliebe für das edle Weidwerk in manche persönliche Beziehung. Nie fühlte er sich gesunder, als wenn er bei seinen Ausflügen nach den Gütern seiner Jagdfreunde auf den beschneiten Feldern, die Flinte im Arm, der Fährte des Wolfes und Bären nachging.

Bei seinen deutschen Landsleuten in Petersburg erfreute sich Bismarck eines hohen Ansehens. Sie erblickten in dem preussischen Gesandten ihren „Advokaten, Richter, Landrat“, ihre „Polizei und Aushebungsbehörde“. Alle Zerwürfnisse mit den schwerfälligen russischen Behörden klug vermeidend, wußte er es zu erreichen, daß seine Reklamationen zu gunsten seiner Schutzbefohlenen jemalig berücksichtigt wurden. So geschah es, daß Bismarck unter den Deutschen in Rußland früher populär wurde als in Deutschland selbst.

Die Erziehung und den Unterricht seiner Söhne ließ Bismarck sich in Petersburg lebhaft angelegen sein. Alle Sonnabende erschienen Herbert und Bill (Wilhelm), damals im Alter von zehn und acht Jahren, mit ihren Hefen vor dem Vater und wurden von diesem in Gegenwart des deutschen Hauslehrers nach Kenntnissen und Fortschritten streng geprüft. Aber auch der Vater ging ihnen im Fleiße mit gutem Beispiele voran. Er lernte in seinen Freistunden mit unermüdlicher Ausdauer die russische Sprache und vermochte eines Tages den Kaiser Alexander mit einer fertigen russischen Anrede zu überraschen.

Über drei Jahre verweilte Bismarck an der Nema als preussischer Gesandter. Während dieser Zeit folgte er auf politischem Felde dem Gange der Dinge in Deutschland mit der Ruhe des „beobachtenden Naturforschers — kühl bis ans Herz hinan“. In wiederholten Berichten an Freiherrn von Schleinitz, damals Minister des Auswärtigen in Preußen, kam er auf das Verhältnis zwischen Preußen und Oesterreich zurück. Von einer Parteinahme in dem italienischen Kriege riet er dringend ab; er war überzeugt, daß sich Preußen nur für Oesterreich opfern würde. „Mit dem ersten Schuß

am Rhein wird der deutsche Krieg Hauptsache, weil er Paris bedroht; Oesterreich bekommt Luft — und wird es seine Freiheit benützen, um uns zu einer glänzenden Rolle zu verhelfen? Wird es nicht vielmehr dahin streben, uns das Maß und die Richtung unsrer Erfolge so zuzuschneiden, wie es dem spezifisch österreichischen Interesse entspricht?



Bismarck unterrichtet seine Söhne.

Und wenn es uns schlecht geht, so werden die Bundesstaaten von uns abfallen, wie welke Pflaumen im Winde, und jeder, dessen Residenz französische Einquartierung bekommt, wird sich landesväterlich auf das Floß eines neuen Rheinbundes retten.“

Die Eifersucht Oesterreichs sorgte dafür, daß Bismarcks Befürchtungen nicht in Erfüllung gingen. Schon rüstete Preußen wirklich zum Kriege, da überraschte Oesterreich die Welt durch den plötzlichen Friedensschluß von Villafranca; es gab eine blühende

Provinz, die Lombardei, hin, um sich nicht durch seinen Nebenbuhler retten zu lassen.

Ein andermal wieder sprach sich Bismarck eingehend über die Stellung Preußens im Bunde aus und schloß seinen Bericht mit den Worten: „Ich sehe in unserm Bundesverhältnis ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später mit Feuer und Schwert werden heilen müssen.“

Daß Bismarck andererseits durch sein wohlberechnetes Verhalten am russischen Hofe wesentlich dazu beitrug, um das gute Einvernehmen zwischen Rußland und Preußen auf die Dauer zu erhalten, sollte sich erst später, bei Durchführung der großen politischen Aufgaben, als greifbarer Erfolg herausstellen.

Von Petersburg aus führten den preußischen Gesandten wiederholt bald Gesundheitsrückichten, bald geschäftliche Anlässe vorübergehend nach Deutschland zurück. So begleitete er Kaiser Alexander nach Breslau zu einer Zusammenkunft mit dem Prinzregenten. Auch hatte er im Sommer 1861 mit dem König Wilhelm, welcher ein halbes Jahr zuvor seinem verstorbenen Bruder auf dem Throne gefolgt war, in Baden-Baden eine eingehende Unterredung über die deutsche Frage. Dann wieder nahm er an den Feierlichkeiten beim Krönungsakte zu Königsberg im Oktober 1861 teil.

Im Mai 1862 sehen wir Bismarck wieder in Berlin, wo er seine Ernennung zum Gesandten in Paris empfing. Sein Aufenthalt am Hofe Napoleons war aber nur ein kurzer. Dennoch benutzte er auch diese Zeit zu folgenschweren Beobachtungen, insbesondere zu dem Zwecke, um die Ideen des französischen Kaisers, für den Fall einer kühnen Angriffspolitik Preußens, kennen zu lernen. Im Spätsommer unternahm er von Paris aus einen Ausflug in die Pyrenäen. Dort durchstreifte er in glücklichem Vergessen der Welt Berge und Wälder, während in seinem Vaterlande ein weittragendes Zerwürfniß zwischen Krone und Landesvertretung immer drohender heranzog. Da traf ihn mitten im Genuß an „Seesalz, Sonne und Weindunst“ um die Mitte September der telegraphische Ruf des Königs, an der Leitung der preußischen Staatsgeschäfte teilzunehmen, und sofort stellte er sich mit dem Pflichtgefühl, welches den sein Vaterland liebenden Mann um so mächtiger treibt, je schwerer die Aufgabe ist, die seiner harrt.



Am Ministertisch.

Preußens Staatslenker.

(1862—1866.)

Die Erhebung unsres Bismarck zum preußischen Staatsminister, und bald darauf, am 8. Oktober 1862, zum Präsidenten des Staatsministeriums sowie zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten stellte ihn mitten in einen Kampf, welcher eine der eigenartigsten Erscheinungen in der verfassungsmäßigen Entwicklung Preußens und in dem neueren Staatsleben Deutschlands überhaupt bildet.

Regierung und Landesvertretung, beide einig über die nationalen Ziele der preußischen Politik, geraten wegen der hierzu unerläßlichen Heeresreform in ein Zerwürfniß miteinander. Und über der Deutung einzelner Stellen der geschriebenen Verfassung scheint selbst bei der Mehrheit des Volkes die vaterländische Aufgabe Preußens für Deutschland in den Hintergrund zu treten.

Dem Manne, welcher in jener bewegten Zeit des sogenannten „Konfliktes“ mit fester Hand das preußische Staatsruder führte, kann es ganz Deutschland nie Dank genug wissen, daß er damals, unbeirrt durch kleine Rechthabereien, auf dem einzigen Wege zur vaterländischen Einigung, auf dem Wege der Stärkung von Preußens Wehrtüchtigkeit voranschritt. „Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, wenn es gilt, ein schwerwiegendes Gewicht in die Waagschale legen zu können“, so hatte König Wilhelm bei Antritt der Regentschaft die vornehmste Aufgabe der preußischen Staatskunst vorgezeichnet.

Unser Bismarck war der berufene Mann, um dieser Wahrheit zum Siege zu verhelfen. Auf die höchste Stelle im Staate vorgeückt, ging er vom ersten Tage ab an die Lösung seiner Aufgabe. Es galt ihm, Preußen zur obersten Macht in und über Deutschland zu erheben, „den Unsinn des alten Bundestags“ unter Österreichs Führung zu beseitigen und seinem preußischen Vaterlande die politische und militärische Führung der übrigen deutschen Staaten, zunächst in Norddeutschland, selbst um den Preis von Fürstentronen, zu erringen. Ihm konnte deshalb nicht daran gelegen sein, in Preußen etwa eine Parteiregierung zu errichten. Vielmehr hatte für ihn der Verfassungskonflikt seinen einzigen Wert im Hinblick auf die Frage, wie zur Durchführung des königlichen Willens und seiner politischen Pläne die notwendigen Mittel beschafft werden könnten.

Am 29. September 1862 erschien Bismarck zum erstenmal als Minister im preußischen Hause der Abgeordneten. Er kam in veröhnlicher Stimmung und bot die Hand zum Frieden. „Der Konflikt“, sagte er, „wird zu tragisch aufgefaßt und von der Presse zu tragisch dargestellt. Wir sind Kinder desselben Landes. Die Regierung sucht keinen Kampf. Kann die Krisis mit Ehren beseitigt werden, so bieten wir gern die Hand dazu. Das ist kein Programm, aber eine persönliche Äußerung, die aus gutem Herzen kommt; man möge sie hinnehmen als die Worte eines Mannes, der mit den Abgeordneten an einem gemeinsamen Werke zu arbeiten berufen ist.“

Sein Entgegenkommen fand nicht die erwartete Aufnahme. Wiederholt suchte er die Notwendigkeit einer Verstärkung der Armee an der Hand geschichtlicher Thatsachen darzulegen. „Preußens geographische und politische Lage nötigt es, jene altpreußische Tradition, die Haltung einer verhältnismäßig starken Armee, fortzusetzen; es muß

aber seine Rüstung auch nützen und sich stärken, damit es nach und nach hineinwachse. Nicht auf Preußens Liberalismus sieht Deutschland, sondern auf Preußens Macht. Wir müssen unsre Kräfte zusammenfassen für den günstigen Augenblick, der schon einige Male verpaßt ist. Preußens Grenzen, wie sie die Wiener Verträge geschaffen, sind zu einem gesunden Staatskörper nicht günstig. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — das ist der Irrtum in den Jahren 1848 und 1849 gewesen — sondern durch Eisen und Blut!"

Diese Erklärungen gingen wie ein Lauffeuer durch Deutschland, ja durch ganz Europa. An der Donau wie an der Seine widmete man ihnen hohe Beachtung; nur dort, wo sie einen unmittelbaren Eindruck üben sollten, verhallten sie. Man spöttelte über die heißspornigen Auslassungen des brandenburgischen Junkers und hielt ihm vor, daß zu einer so wagehalsigen Blut- und Eisenpolitik die Landesvertretung nie die Mittel gewähren könne.

Bismarck war sich der hohen Verantwortung bei seinem Vorgehen wohl bewußt, er hatte den festen Glauben an die glückliche Hinausführung seiner Sache zum Besten des heißgeliebten Vaterlandes, aber er war auch ebenso bereit, für seine Überzeugung mit dem Leben einzustehen. „Der Tod auf dem Schafott kann unter Umständen ebenso ehrenvoll sein, wie der auf dem Schlachtfelde“, soll er damals gegen seine Freunde geäußert haben. Die überwiegende Mehrzahl der letzteren im Herrenhause hielt aber treu zu ihm und stellte beim Staatshaushalt die ursprüngliche Regierungsvorlage, an welcher das Haus der Abgeordneten beträchtliche Streichungen vorgenommen hatte, wieder her.

Diesen Beschluß erklärte dann, als über die Befugnisse des Herrenhauses hinausgehend, das andre Haus für nichtig. Der Konflikt war vollständig. Bismarck mußte von einer weiteren Verständigung absehen und schloß den Landtag. In der Verabschiedungsrede, am 13. Oktober 1862, betonte er, daß nunmehr die Regierung, eingedenk ihrer Pflichten gegen das Land, den Staatshaushalt ohne die in der Verfassung vorausgesetzten Grundlagen führen müßte. Er ging hierbei von der Zuversicht aus, daß er für die Bestreitung von Ausgaben, welche zur Förderung der Landeswohlfahrt nötig seien, später die nachträgliche Genehmigung des Landtages erhalten werde.

Einem besseren Verständnis seitens des Volkes begegnete Bismarck für eine seiner ersten Handlungen als Minister des Auswärtigen. Er war mit dem festen Entschlusse in dieses Amt getreten, das Ansehen der preussischen Krone wieder zu dem alten Glanze zu erheben. Es galt zunächst, den langjährigen Verfassungskstreit in Kurhessen endgültig beizulegen. Da die letzte Mahnung durch einen Gesandten, General Willisen, den der Kurfürst persönlich gar nicht empfangen hatte, erfolglos geblieben, so schickte Bismarck im November 1862 einen Feldjäger nach Kassel mit einer bündig gefaßten Aufforderung. Gleichzeitig setzte er die Nichteinmischung Oesterreichs in dieser Sache durch, was den Kurfürst zu der Einsicht brachte, sich zu fügen. Dieser nahm die widerrechtliche Entlassung seiner Minister zurück und berief die Ständeversammlung wieder ein. Hiermit war der kurhessische Verfassungskstreit, ein „Sturm im Glase Wasser“, wie ihn Bismarck nannte, in kürzester Frist beseitigt, wenn auch der preussische Staatsmann später noch einigemal seinen Feldjäger bereit halten mußte, um den empfindlichen Kleinherrscher an seine Verpflichtung zu erinnern.

Inzwischen hatte in Preußen die sogenannte budgetlose Zeit ihren Anfang genommen, und der Zwist zwischen Regierung und Volksvertretung begann seine Rückwirkung auf das Land selbst zu äußern.

Das neugewählte Haus der Abgeordneten, im Januar 1863 eröffnet, zog eine Adresse an den König in Beratung und beschuldigte hierin den Minister geradezu eines Vergehens gegen die Verfassung. Trotzdem ging Bismarck unbeirrt seinen Weg weiter, den Standpunkt festhaltend, daß keine der Staatsgewalten die andre zum Nachgeben zwingen könne, und daß die Verfassung bei irgend welcher Lücke, also für alle unvorhergesehenen Fälle, auf die gegenseitige Verständigung, auf einen Kompromiß hinweise.

„Wird aber der Kompromiß vereitelt, wenn eine der beteiligten Gewalten ihre Ansicht mit doktrinärem Absolutismus durchführen will, so entstehen Konflikte, und Konflikte, da das Staatsleben nicht still zu stehen vermag, werden zu Machtfragen. Wer die Macht in Händen hat, geht dann in seinem Sinne vor, weil das Staatsleben auch nicht einen Augenblick stillstehen kann. . . .“ Statt einer richtigen Würdigung rief diese Darlegung nur den Glauben hervor, als solle fortan in Preußen nicht mehr das Recht vor der Macht, sondern umgekehrt die Macht vor dem Recht gehen.

Der König, seinerseits im Bewußtsein, nur das Wohl des preußischen Volkes zu fördern und seinem Vaterlande die durch eine glorreiche Geschichte vorgezeichnete Stellung zu wahren, mußte das Andrängen der Landesvertretung zurückweisen.

Mittlerweile bot sich für letztere eine Gelegenheit, den leitenden Minister auf einem andern Felde, im Gebiete der äußeren Politik, anzugreifen. Um den auch für Preußen bedrohlichen Umtrieben der geheimen Nationalregierung in Polen kräftigst entgegenzutreten, schloß Bismarck am 8. Februar 1863 eine Übereinkunft mit Rußland, wonach für gewisse Fälle russische Sicherheitsmannschaften die bewaffneten polnischen Banden und revolutionären Flüchtlinge über die preußische Grenze verfolgen durften. Dieser Schritt Bismarcks konnte die freundliche Gesinnung Rußlands für Preußen nur verstärken, während Kaiser Napoleon durch seine bezeugte Teilnahme an den polnischen Bestrebungen sich für die Zukunft ein etwaiges Zusammengehen mit Rußland, auf den Fall eines deutschen Krieges, geradezu erschwerte.

Um so weniger wurde freilich Bismarck in seiner Voraussicht verstanden; seine That rief nicht nur in einem großen Teil des Volkes, sondern auch unter sonst einsichtsvollen Mitgliedern des Landtages einen Sturm des Unwillens hervor. Der alte Volkstribun Waldeck griff unsern Bismarck geradezu an seiner preußischen Ehre an, was letzterer jedoch mit vornehmer Ruhe zurückwies.

Eine Zeitlang drohte auch die gemeinsame Parteinahme der drei Mächte England, Frankreich und Oesterreich für die Sache Polens dem preußischen Staatslenker neue Schwierigkeiten zu bereiten. Er behauptete indes gegenüber dem Auslande seine Stellung ebenso fest wie gegen die Schmähungen im Innern. Während alle Kundgebungen der übrigen Staaten die unglücklichen Polen zu trügerischer Hoffnung verleiteten, hat sich Bismarcks ehrliches Vorgehen als die einzig richtige Politik erwiesen. In sein mutiges Festhalten an seinem Standpunkte, gegenüber der ganzen europäischen Revolutionspartei und gegen die vereinigten Großmächte, hat schon damals nicht wenig dazu beigetragen, wieder die Achtung vor Preußen in Europa zu stärken.

Allerdings hatte Bismarck einen schweren Stand, nicht nur vor dem Auslande und der preußischen Volksvertretung, sondern auch vor der öffentlichen Meinung des eignen Landes, welche in

der Presse wahrhaft Sturm gegen seine Politik läutete. Er mußte sich zu zeitweiligen Maßregeln wider die Presse verstehen, welche er erst nach schwerem inneren Kampfe einleitete und in regelmäßigen Zeiten nie angeraten hätte. Doch hoffte er, daß unter dem Einfluß der erlassenen Preßverordnungen sich der Strom der öffentlichen Meinung allmählich wieder in sein natürliches Bett zurückziehen und daß nach erkannter Festigkeit der Regierung alsbald eine ruhigere Stimmung im Volke Platz greifen würde.

Der aufregende Kampf mit dem Hause der Abgeordneten währte freilich noch mehrere Jahre fort. Wiederholt vertagt oder aufgelöst weigerte das Haus durch seine überwiegende Mehrheit, die sogenannte Fortschrittspartei, beharrlich jede Verständigung über die Heeresreform, obschon der König in direkten Antworten auf die ihm gewordenen Adressen jemals für seine Minister nachdrücklich eintrat. Zwar nahm man die Erfolge der Bismarckschen Staatskunst auf materiellem Felde, insbesondere den Abschluß der Verträge mit den Zollvereinsstaaten, sowie der Handelsverträge mit Frankreich, Oesterreich, England und Belgien bereitwillig entgegen. Dagegen scheute man sich nicht, dem weitblickenden und deshalb nicht verstandenen Staatsmanne die Durchführung seiner großen Politik durch Veragung der Geldmittel, z. B. bei der Kriegsanleihe in der Schleswig-Holsteinischen Angelegenheit, zu erschweren,

„Um zur Ablehnung zu gelangen“, sagte er, „schieben Sie uns eine Politik unter, die wir eben nicht treiben. — Unsre Politik ruht auf dem Ausspruche Sr. Majestät, daß kein Fuß breit deutscher Erde verloren gehen und daß ebenso kein Titel deutschen Rechtes geopfert werden soll.“

Nicht selten kam es auch in der Kammer zu persönlichen Reibungen. Bismarck sah sich genötigt, die Stellung der Minister im Hause gegenüber den Ansprüchen des Präsidenten zu wahren, welcher die Staatsminister unter seinen Disziplinareinfluß beugen wollte. „Die Gewalt des Präsidenten hat an den Schranken des Ministerisches ihre Grenzen“, dies mußte sowohl Bismarck, als sein Kollege Roon, der preußische Kriegsminister, welcher mit seiner ganzen Person für die Heeresreform eintrat, geltend machen.

Andererseits fehlte es dem kühnen Vorkämpfer für das preußische Königtum und dessen Politik schon damals nicht an ermun-

ternden Kundgebungen, an aufrichtigen Dankadressen, die aus verschiedenen Gegenden des Landes bei ihm einliefen. Eine Schar von Männern, aus allen Teilen des Vaterlandes an den grünen Gestaden des Rheines zusammengetreten, übersandte von dort einen Ehrendegen, dessen Klinge auf der einen Seite das Bismarck'sche Familienwappen, auf der andern den Spruch: „Viel Feind', viel Ehr'!“ trug. Mit diesem Rufe hatte einst der alte Frundsberg an der Spitze seiner frommen Landsknechte sich in der Schlacht bei Creazzo, als schon alles verloren schien, durch die vielfache Übermacht seiner Gegner hindurchgeschlagen.

Es bedurfte freilich für Bismarck eines unerschütterlichen Mutes und eisernen Willens, um alle ihm entgegentretenden Schwierigkeiten zu überwältigen. Seine Nerven litten durch die ununterbrochene Aufregung in den Kammerverhandlungen und durch seine rastlose Anstrengung. Oft ging er nur gegen den entschiedenen Willen des Arztes in die Sitzungen. Schmähschriften und Drohbriefe von unbekannter Hand kamen eine Zeit hindurch fast täglich an, um ihn zum Rücktritte von seiner dornenvollen Stellung zu bewegen.

Eine geringere Thatkraft würde vor so vielen Schwierigkeiten, bei der scheinbaren Hoffnungslosigkeit der Regierungssache, vielleicht zurückgewichen sein. Das ist aber der Vorzug groß angelegter Naturen, daß ihre Kräfte an der Aufgabe selbst wachsen, und daß sie ein schwer errungenes Ziel nur als eine Stufe betrachten, um ein noch höheres zu erstreben. Dies ist denn auch die treibende Kraft, das „Noch lange nicht genug!“ in unsres Bismarck innerstem Wesen, welche ihn auf jedem neuen Kampfplatz in neuer Rüstung wieder auftreten läßt. Aber was unsern Bismarck am höchsten vor seinem deutschen Volke erhebt, ist die unverwüßliche Kraft seines Pflichtgefühls, welches ihn überzeugt hielt, daß mit seinem Rücktritt die Gegner nicht allein über seine Person einen Sieg errungen haben würden. Dieser wäre ihm leichter zu verschmerzen gewesen, indessen die Sache des preußischen Staates und Königthums durfte nicht unterliegen; darum galt es ihm, tapfer auszuhalten auf seinem Posten, bis mit Gottes Hilfe bessere Zeiten kommen würden.

Als Hauptaufgabe, ihm von der Vorsehung für sein Leben beschieden, galt aber unserm Bismarck die Auseinanderetzung zwischen Deutschland und Oesterreich, welche ihm als unumgängliches Ziel für

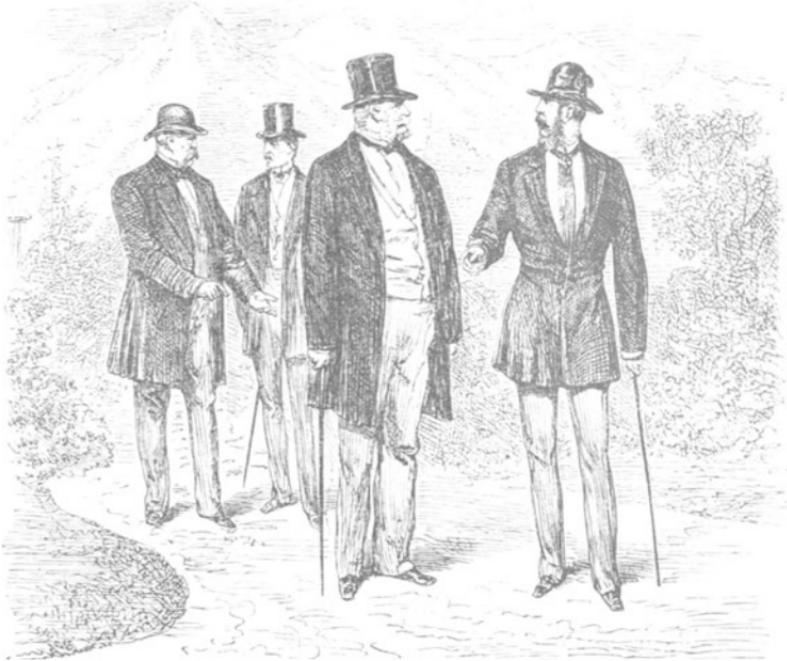
sein Vaterland Preußen während des Aufenthaltes in Frankfurt klar aufgegangen war. Kurz vor seinem Antritt der Staatsgeschäfte war von Wien aus dem Bundestage, im August 1862, der Entwurf zu einer Volksvertretung am Bunde, die aus Delegierten der einzelnen deutschen Landtage bestehen sollte, vorgelegt worden. Gleichzeitig hatte sich Oesterreich, wenn auch vergeblich, bemüht, den Abschluß des von Preußen für den Zollverein mit Frankreich vereinbarten Handelsvertrages zu hintertreiben.

Im Hinblick auf diese Vorgänge erklärte Bismarck, im Dezember 1862, dem österreichischen Gesandten Grafen Karolji, daß sich die Beziehungen zwischen Preußen und Oesterreich in nächster Zeit zum Besseren oder zum Schlimmeren kehren müßten. Sein Staat suche ein gutes Einvernehmen mit dem Wiener Kabinett. Dazu sei jedoch erforderlich, daß die feindseligen Antriebe bei den Bundesregierungen seitens Oesterreichs eingestellt und die Leitung des Deutschen Bundes auf dem Fuße einer ehrlichen Gemeinsamkeit mit Preußen eingerichtet werde. Versuche hingegen der Bund seine Befugnisse zu überschreiten, indem er das österreichische Delegiertenprojekt zum Beschluß erhebe, so werde Preußen hierin einen Bruch der Bundesverträge erblicken. Gleichzeitig erteilte Bismarck den später zur Wahrheit gewordenen, damals aber noch nicht begriffenen Rat, daß Oesterreich seinen Schwerepunkt nach Ofen verlegen möchte.

Allerdings ging man zu jener Zeit in der Wiener Hofburg noch mit dem entgegengesetzten Gedanken um, nämlich in Deutschland das wieder zu gewinnen, was in Italien verloren gegangen. Die österreichischen Staatsmänner glaubten gerade angesichts der getrübbten inneren Zustände Preußens im Sommer 1863 die Zeit für gekommen, um durch eine „große deutsche That“ dem Hause Habsburg seine alte Kaisermacht in Deutschland zurückzuerobern. Oesterreich begrüßte, ohne sich hierüber mit Preußen vorher zu verständigen, die einzelnen deutschen Fürsten mit dem Antrage auf gemeinsame Verhandlungen einer Bundesreform, welche im Grunde nichts anderes als die Wiederbelebung des im Jahre zuvor fehlgeschlagenen Delegiertenprojektes bedeutete.

Während König Wilhelm um diese Zeit im Bade Gastein weilte, wurde er von Kaiser Franz Joseph mit der Einladung zu einem

Fürstentkongreß überrascht, der in Frankfurt die von Österreich beabsichtigte Bundesreform verhandeln sollte. Zwar machten sich Einflüsse geltend, welche den König zur Annahme dieser Einladung zu bestimmen suchten. Indessen Bismarck, der dem Könige nach Gastein gefolgt war und nicht von seiner Seite wich, siegte über alle jene Einflüsse, und der König gab seine Ablehnung.



Zusammenkunft in Gastein.

Er blieb hierin, durch seinen treuen Ratgeber gestützt, auch fest, als ihn die zu Mitte August in Frankfurt a. M. versammelten deutschen Fürsten durch den König Johann von Sachsen nochmals zur Teilnahme angingen.

Die preußische Regierung erklärte Österreichs Reformpläne für unvereinbar mit der berechtigten Stellung ihres Landes gleichwie mit den wirklichen Bedürfnissen des deutschen Volkes. Sie stellte

für ihre Zustimmung zur Bundesreform drei unerläßliche Voraussetzungen auf, nämlich das Veto der beiden Großmächte gegen jeden angriffsweisen Bundeskrieg, ferner die volle Gleichberechtigung Preußens mit Oesterreich zum Vorsitz, endlich eine Volksvertretung, welche nicht aus Absendungen der Landtage, sondern aus direkten Wahlen des Volkes hervorgehen müsse. Das von Oesterreich und seinem Anhange unter den deutschen Fürsten mit so großer Hoffnung, unter blendendem Glanze in Szene gesetzte Werk zerfiel kraftlos in sich selbst, und es trat klar ans Licht, daß ohne Preußen und vollends gegen ein kraftvoll geleitetes Preußen nichts für Deutschland durchgeführt werden konnte.

Diese Wahrheit glänzend zu erproben, gab bald dem preußischen Staatslenker der Gang nun folgender Ereignisse willkommene Gelegenheit. Mit dem Ableben König Friedrichs VII. von Dänemark am 15. November 1863 trat der Fall ein, welchen der weitblickende Diplomat bereits ein Jahrzehnt vorher bei seinem Verhalten gegenüber Dänemark gelegentlich des Londoner Vertragschlusses mit in Rechnung gezogen. Die Schleswig-Holsteinische Frage kam nunmehr wieder in den Vordergrund der Aktion. Bismarck erfaßte sie mit der ihm eignen Beginnkraft und bewährte in der nun sich entwindenden politischen Verwicklung seine hohe staatsmännische Führung.

Er hielt zunächst an dem Londoner Protokoll fest, welches dem Prinzen Christian von Holstein-Sonderburg-Glücksburg die Erbfolge in Dänemark und in den Herzogtümern zugesprochen hatte. Dieser mußte, um sich die dänische Krone als Christian IX. zu sichern, dem Drucke des Volkes in Kopenhagen nachgeben und die Gesamtstaatsverfassung unterzeichnen, deren Inhalt mit gewissen Rechten des Bundeslandes Schleswig-Holstein nicht im Einklang stand. Es war der erste große diplomatische Feldzug, mit welchem Bismarck seine selbständige Leitung der auswärtigen Politik eröffnete. Er zog Oesterreich, welches in dieser volkstümlichen Sache von Preußen nicht überflügelt sein wollte, zu gemeinsamem kriegerischen Vorgehen mit sich fort und brachte es zugleich in Widerstreit mit den deutschen Mittelstaaten, welche die Bewerbung des Erbprinzen Friedrich von Augustenburg um das Herzogtum Schleswig-Holstein begünstigten. Auf dieses ihm wohlgelungene Verfahren konnte Bismarck nach langer Zeit noch mit Genugthuung zurückblicken:

„Das ist die diplomatische Aktion, auf die ich am meisten stolz bin. Gleich nach dem Tode des Königs von Dänemark dachte ich an die Erwerbung Schleswig-Holsteins. Aber es war schwer zu vollbringen. Alles war gegen mich: Oesterreich, die Kleinstaaten, die Damen unsres Hofes, die Liberalen, die Engländer. Napoleon widersetzte sich nicht; er dachte uns dadurch zu verbinden. Selbst der König wollte lange nichts davon hören. Wir hielten damals einen Staatsrat, bei welchem ich die längste Rede losließ, die ich je gehalten habe, und meinen Zuhörern Dinge vortrug, die ihnen überspannt und unmöglich erschienen sein müssen.“

Begreiflicherweise konnte die preußische Volksvertretung der kühnen Politik ihres Ministers um so weniger folgen, als sie in seinem Vorgehen nur ein gefährliches Spiel und eine Unterdrückung berechtigter Interessen erblickte. Zum Glück vermochte Bismarck seinen politischen Plan auch ohne verfassungsmäßigen Staatshaushalt durchzuführen, da ihm die geordneten Finanzen Preußens den verhältnismäßig nur kleinen Krieg wider Dänemark ohne Anleihe zu führen erlaubten.

In kurzer Frist hatten die verbündeten deutschen Truppen, nach siegreichem Vordringen bei Fredericia und Beile, die dänischen Streitkräfte zurückgeworfen, den Sturm auf die Düppeler Schanzen ehrenvoll durchgeführt. Es kam zu Unterhandlungen in einer europäischen Konferenz, welche jedoch zu keiner Einigung führte. Indessen war hierdurch das Londoner Protokoll beseitigt und der Widerspruch der fremden Staaten gebrochen. Das stolze England, auf dessen Hilfe sich Dänemark bis zum letzten Augenblicke verlassen hatte, wich vor der festen Haltung der deutschen Mächte zurück. Es war ein Erfolg gegenüber dem Auslande, wie er seit langer Zeit in der Geschichte unsres Vaterlandes nicht verzeichnet werden konnte. Deutschland verdankte ihn vorzüglich der Einsicht und dem entschlossenen Willen des preußischen Ministerpräsidenten, welcher sich zur Wahrung des geschichtlichen Rechts und der nationalen Würde Deutschlands über kleinliche Bedenken der Form kühn hinweggesetzt hatte.

Nach Wiedereröffnung der Feindseligkeiten drangen die verbündeten Truppen bis Alsen und bis zur äußersten Nordspitze des dänischen Festlandes vor; die dänische Hauptstadt geriet in Gefahr.

In Kopenhagen schlug nun die kriegerische Stimmung um. König Christian IX. mußte den Frieden nachsuchen. Bismarck befand sich damals, Mitte Juli 1864, in Begleitung seines Königs zu Karlsbad. Er reiste nach Wien zum Abschluß der Friedensunterhandlungen, als deren Frucht er Deutschland die drei Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg zu Füßen legen konnte. Seine Verdienste erkannte König Wilhelm durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens an.

Bald nach Unterzeichnung des Wiener Friedens, welche am 30. Oktober 1864 erfolgte, empfand die österreichische Politik ihren Fehltritt, da sie ihre Verbindung mit den Mittelstaaten aufgegeben hatte; sie suchte nun diese Fühlung durch Begünstigung der Kandidatur des Prinzen von Augustenburg für den Thron eines selbstständigen Herzogtums Schleswig-Holstein wieder zu gewinnen. Bismarck verlangte für sein eignes Entgegenkommen gewisse Bedingungen, namentlich den militärischen Anschluß der Herzogtümer an Preußen, worauf jedoch der Prinz nicht eingehen mochte. Hiernach betrieb der preußische Staatsmann die Einverleibung der Herzogtümer in sein eignes Vaterland.

Schon damals schien der Ausbruch eines Krieges zwischen Preußen und Oesterreich sehr nahe, und Bismarck hatte sich für diesen Fall bereits der Kampfgenossenschaft Italiens versichert. Noch behielt aber die Friedenspartei die Oberhand. König Wilhelm widerstrebte dem Kriege; es kam, gegen Bismarcks Absichten, am 14. August 1865 in Gastein zu einer Übereinkunft. Preußen und Oesterreich verständigten sich dahin, daß hinfort ersteres in Schleswig, letzteres in Holstein die Hoheitsrechte ausüben sollte. Außerdem überließ der Kaiser von Oesterreich das Herzogtum Lauenburg dem König von Preußen für eine Abfindungssumme von 2 $\frac{1}{2}$ Mill. dänischen Reichsthalern.

Am 15. September desselben Jahres trat der Vertrag in Kraft. Gleichzeitig wurden Unterhandlungen über den neuen, schon oben erwähnten Handelsvertrag mit Oesterreich angeknüpft, welcher im nächsten Jahre zum Abschluß gelangte.

An demselben Tage erhob König Wilhelm seinen treuen Ratgeber, unsern Bismarck, in den preußischen Grafenstand und ernannte ihn zum Minister von Lauenburg.

In Italien erregte freilich die Konvention von Gastein ein gewisses Mißtrauen und drohte das nahezu abgeschlossene Bündnis mit Preußen rückgängig zu machen. Kaiser Napoleon suchte absichtlich diese Wirkung herbeizuführen und drängte Oesterreich, daß es Venetien, zu dessen Besitz erst Preußen dem Königreich Italien verhelfen sollte, sogleich abtreten möchte. Hiernach überzeugte sich Bismarck, daß der Gasteiner Vertrag eine Entscheidung in der deutschen Frage durch das Schwert doch nicht abwenden könnte. Zunächst wollte er sich indes über Napoleons letzte Absichten unterrichten und stellte sich bei ihm im Spätherbst 1865 persönlich ein. Er brachte dem französischen Kaiser den Glauben bei, daß Frankreichs Neutralität, im Falle eines preußischen Sieges über Oesterreich, für Frankreich nur vorteilhaft sein könne, ohne jedoch hierbei irgend eine bestimmte Zusage zu geben. Sicher konnte er sonach freilich nicht auf die gewünschte Neutralität rechnen, und es galt, um so schneller den letzten Schlag gegen Oesterreich zu führen.

Inzwischen hatte die österreichische Regierung auch noch nach dem Tage von Gastein in dem von ihr besetzten Lande die preußenfeindlichen Umtriebe für den Erbprinzen von Augustenburg begünstigt. Auf bestimmte Anfrage hierüber, von Ende Juli 1866, antwortete Oesterreich ausweichend und sprach Preußen überhaupt das Recht ab, Rechenschaft über die Vorgänge in Holstein zu fordern. Nun folgte eine Zeit unheimlicher Stille. Oesterreich konnte sich nicht mehr verhehlen, daß der preußische Staatsmann fest entschlossen sei, beide Elbherzogtümer, Schleswig und Holstein, seinem Vaterlande einzufügen, und übertrug am 16. März 1866 die Entscheidung dem von ihm beherrschten Deutschen Bunde. Es stellte zugleich den Antrag auf sofortige Kriegsbereitschaft der Bundesarmee, um gegen ein gewaltthames Vorgehen Preußens einschreiten zu können.

Einer mündlichen Anfrage des österreichischen Gesandten zu Berlin begegnete Bismarck mit dem Hinweis auf die von Oesterreich selbst inzwischen betriebenen Rüstungen. Dann ließ er den einzelnen deutschen Regierungen Ende März die Nachricht zugehen, daß sich Preußen gegen jede Einmischung des Bundes betreffend die Herzogtümer, welche von Dänemark auf Preußen wie Oesterreich zu gemeinsamem Eigentum übertragen seien, verwahren müsse. Auch sehe sich Preußen infolge der österreichischen Rüstungen genötigt, seinerseits

militärische Maßregeln zum Schutze seiner Gegner zu treffen. Gleichzeitig erklärte Bismarck, daß Preußen die natürlichen Bande mit den andern deutschen Staaten kräftigen wolle, worin er allein die Sicherheit der nationalen Unabhängigkeit finden könne.

Gegenüber den ausweichenden Antworten auf diese Mitteilungen nahm nun der preußische Staatsmann keinen Anstand mehr, den Abschluß des Bündnisses mit Italien zu betreiben, welches dann am 8. April 1866 wirklich vollzogen wurde. Am Tage darauf brachte er beim deutschen Bundestage den Antrag auf Berufung eines deutschen Parlamentes aus allgemeinen und direkten Wahlen ein, welchem die preußischen Vorschläge zur Reform der Bundesverfassung vorgelegt werden sollten.

Diese an sich willkommene Gabe wurde nur kühl von dem deutschen Volke aufgenommen, dessen Haß gegen den preußischen Staatslenker in Folge der Aufreizung durch die Fortschrittspartei sich bis zur Blindheit steigerte. Die Presse läutete Sturm gegen den allgemeinen „Friedensstörer“, welcher Deutschland in einen Bruderkrieg hineintreiben wollte. Bismarck machte den Versuch, das freisinnige Bürgertum für sich zu gewinnen. Er bot den liberalen Parteiführern v. Bennigsen und v. Roggenbach, erprobten und hochangesehenen Männern, den Eintritt in das Ministerium an. Die Unterhandlungen führten aber zu keinem Ergebnis, und die Gegenströmung wider Bismarcks Vorgehen erhielt neuen Zufluß. Selbst auf König Wilhelm, dessen Friedensliebe einen offenen Bruch mit dem alten Verbündeten, Österreich, scheute, suchte man einzuwirken. Zuletzt trat noch der Fanatismus wider den preußischen Minister in die Schranken. Ein junger Mensch, Namens Kohn, griff unsern Bismarck auf einem Gange unter den Linden in Berlin aus unmittelbarer Nähe mit Schußwaffe und Messer an, ohne ihn jedoch ernstlich zu verletzen.

Bismarck hatte stets derartige, ihm vielfach angedrohte Überfälle mißachtet, denn „die Weltgeschichte nimmt“, wie er kurz vorher gegen seinen ehemaligen Lehrer Bonnell bemerkt hatte, „ihren Weg nach ewigen Gesetzen, und durch einen Mord wird nichts in der Politik geändert.“ Die wunderbare Errettung aus der Todesgefahr wirkte daher auf ihn nur ermutigend ein. Seine letzten Zweifel schwanden, ob er von der Vorsehung berufen sei, um gegen

den Volkswillen und trotz der Abneigung des Königs seinen Staat in einen Krieg zu treiben, das Gut und Blut von Millionen aufs Spiel zu setzen. Unser Bismarck wußte sich nun in Gottes Schutz und auf dem rechten Wege; auch die letzten Bedenken des Monarchen lösten sich.



Bei Königgrätz.

König Wilhelm unterzeichnete den Befehl zum Aufgebot des ganzen Heeres, und Freiherr von Manteuffel, der preußische Statthalter in Schleswig, erhielt den Auftrag, seine Truppen in Holstein einrücken zu lassen. Hierauf beantragte der österreichische Gesandte am 11. Juni 1866 die Mobilmachung der Bundesarmee wider Preußen. Am 14. Juni erhob der Bundestag durch Stimmenmehrheit den österreichischen Antrag zum Beschluß. In derselben Sitzung erklärte der preußische Bundestagsgesandte von Savigny,

daß Preußen den Bund, welcher das Recht gebrochen habe, als aufgelöst betrachte. Zugleich überreichte er die Grundzüge einer neuen Bundesverfassung, welche Oesterreich von Deutschland ausschloß.

Der Versuch, mehrere norddeutsche Staaten, namentlich Hannover und Sachsen, zum Bündnis oder wenigstens zum neutralen Verhalten zu bewegen, blieb ohne Erfolg. Da setzten sich in der Nacht vom 15. zum 16. Juni die preußischen Heere in Bewegung. Nach einem lange vorbereiteten und von General Moltke, dem Chef des Generalstabes, überwachten Plane wurde der Krieg gegen Oesterreich und seine Bundesgenossen mit überraschender Kraft und Schnelligkeit in wenigen Tagen durchgeführt.

Bismarck folgte dem Könige am 30. Juni in das Hauptquartier nach Böhmen und wich auch während der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz, am 3. Juli 1866, nicht aus seiner unmittelbaren Nähe. Er geriet sogar mit seinem Monarchen in das feindliche Granatengefeuer, woraus er ihn nur mit Mühe, unter Berufung auf des Landes Wohl und des Volkes Interesse am Leben des Königs hinausführte.

Noch schneller als die preußischen Waffen vorangetragen wurden, folgte aber der preußischen Politik die Mißgunst heimlicher Gegner. In der Nacht vom 4. zum 5. Juli traf im preußischen Hauptquartiere zu Horst von Kaiser Napoleon die telegraphische Nachricht ein, daß Oesterreich Venetien an ihn abgetreten hätte; gleichzeitig bot er sich zum Friedensvermittler an. Dieses Anerbieten anzunehmen, nachdem in der kurzen Zeit so Großes erreicht worden war, hielt Bismarck für ein Gebot kluger Mäßigung. So kam es auf Grund eines von Napoleon vorgeschlagenen Friedensprogramms, durch das sich derselbe den Dank Preußens zu erwerben hoffte, zu Verhandlungen in Nikolsburg, am 22.—26. Juli.

Mit der ihm eignen weiten Voraussicht beschränkte sich Bismarck auf solche Bedingungen, durch welche die nationale Entwicklung Deutschlands unter Preußens Führung für die Zukunft gesichert ward. Nicht demüthigen wollte er den Gegner, sondern einen dauernden Frieden schaffen und zugleich durch dessen schnellen Abschluß die weitere Einmischung des Auslandes fern halten. Als der französische Gesandte Benedetti am 26. Juli eine vorher vergeblich gesuchte Unterredung mit Bismarck endlich erlangte, mußte er zu seiner Überraschung erfahren, daß die Friedenspräliminarien bereits

unterzeichnet waren und daß Napoleon nicht hoffen durfte, für seine „guten Dienste“ durch irgend welche Landabtretungen, sogenannte Kompensationen, belohnt zu werden. Nichtsdestoweniger ließ Napoleon am 5. August, einen Tag nach der Rückkehr König Wilhelms und seines Ministers nach Berlin, ihnen den Entwurf einer Übereinkunft zugehen, nach welcher die Grenze von 1814 wieder hergestellt und Luxemburg, die bayrische Pfalz und Mainz an Frankreich abgetreten werden sollte. In einer persönlichen Unterredung am nächsten Tage stellte Benedetti dem preußischen Staatslenker sogar die Wahl zwischen „Mainz oder den Krieg!“ Bismarck hatte keine andre Antwort als: „Dann wählen wir den Krieg.“ Napoleon mußte den Rückzug antreten und deckte ihn durch die Erklärung, daß die gestellten Forderungen lediglich Einfälle seines Ministers gewesen wären.

Diese Versuchungen, bezeichnend für die kleinliche und kurz-sichtige Politik auf französischer Seite, dienten alsbald unserm Bismarck bei seiner Rücksprache über den Frieden mit den Vertretern der Südstaaten zu einer meisterhaften Bethätigung der eignen Staatskunst. Bayerns Unterhändler, Minister von der Pfordten, seit je Bismarcks entschiedener politischer Widersacher, welcher sogar Napoleons Vermittelung angerufen hatte, mußte erwarten, daß Preußen die Abtretung von bayrischen Gebietsteilen nördlich des Main fordern werde. Bismarck verzichtete indes hierauf und enthielt zugleich dem bayrischen Minister Frankreichs Gelüste auf die Rheinpfalz. Die einzige Bedingung, welche er dafür stellte, lautete auf ein Schutz- und Trugbündnis mit Bayern, wie ein solches bereits von den andern Südstaaten Württemberg und Baden zugesagt war. Tief beschämt erkannte der bayrische Staatsmann unser Bismarck echt deutsche Gesinnung und ging erfreut auf das Bündnis ein, in welchem die Unversehrtheit ihres Gebietes von beiden Teilen einander verbürgt und für einen Kriegsfall der Oberbefehl über die süddeutschen Heere dem König von Preußen übertragen wurde.

Noch waren die Friedensverhandlungen mit Oesterreich und denjenigen deutschen Staaten, welche der Einverleibung in Preußen entgingen, nicht abgeschlossen, als sich die preußische Regierung anschickte, nun auch mit der Vertretung des eignen Volkes Frieden zu schließen. In der öffentlichen Stimmung war bereits seit dem

14. Juni 1866, an welchem Tage Preußen sich gedrängt sah, den Deutschen Bund zu sprengen, ein Umschwung eingetreten. Die ungeahnten Siege, welche gleichwie mit Hammerschlägen die Macht der Gegner zerbrachen und Oesterreich aus Deutschland hinauswiesen, verwandelten dann um so rascher Haß in Bewunderung, Abneigung in Volksgunst, als man erfuhr, daß ganz Norddeutschland zu einem einheitlichen Reiche zusammengefaßt und daß für die Vergangenheit Indemnität nachgesucht werden sollte.

Am 9. Mai 1866 war zum letztenmal das Haus der Abgeordneten aufgelöst worden, am 3. Juli hatten die Neuwahlen stattgefunden, am 5. August trat der Landtag wieder zusammen. Der siegreiche König eröffnete ihn selbst und kündigte in der Thronrede an, daß die Landesvertretung wegen der ohne Staatshaushaltsgesetz geführten Verwaltung um Indemnität angegangen werden solle. Die Indemnitätsvorlage gelangte alsbald zur Beratung; sie wurde mit überwiegender Mehrheit am 3. September angenommen. Hiermit war der langjährige innere Konflikt beendet. Die gemäßigten Mitglieder der Fortschrittspartei hatten sich von dieser Partei getrennt, um fortan als „nationalliberale“ Partei die deutsche Politik Bismarcks zu unterstützen. Auf ihr Betreiben wurde sogar den um das Vaterland meist verdienten Männern als Nationalbank eine Dotation bewilligt. —

Unser Bismarck, welcher am Tage des Einzuges der siegreichen Truppen in Berlin, am 20. September 1866, zum Generalmajor und Chef des 7. Landwehrreiter-Regiments ernannt war, verwendete die ihm zugefallene Dotation zur Anlegung eines neuen Stammfizes für seine Familie. Er kaufte im Frühjahr 1867 mehrere, nahe der Berlin-Danziger Eisenbahnstation Schlawa in Pommern gelegene Güter, insbesondere Barzin, Bussow, Buddiger, Misdom, Chomitz, deren Besitz er später durch Ankauf des Gutes Seelitz (1868) und des Rittergutes Alt-Chorow (1874) noch erweiterte; auch ging das Gut Reinfeld, vier Meilen von Barzin im Rummelsburger Kreise gelegen, nach dem Tode seiner Schwiegereltern an ihn über.



Der Bundeskanzler am Arbeitstisch.

Der Schöpfer des Norddeutschen Bundes.

(1866—1870.)

Durch seine siegreiche Staatskunst wider Österreich und den alten Deutschen Bund hatte unser Bismarck sein engeres Vaterland Preußen so gekräftigt, daß er nunmehr das lose Band, welches vorher die deutschen Mächte zusammenhielt, in neuer Form fester und heilvoller zu knüpfen vermochte. Die Staaten Hannover, Kurhessen, Nassau, Schleswig-Holstein und die freie Stadt Frankfurt wurden mit Preußen vereinigt. Zwischen dem so verstärkten, innerlich gefestigten Preußen und den übrigen norddeutschen Staaten, südwärts bis zum Main reichend, stellte dann Bismarck einen engeren Verband her. Es war die Schöpfung des Norddeutschen Bundes unter dem ständigen Präsidium und dem militärischen Oberbefehl der Krone Preußen. Die gesetzgebende Gewalt dieses Staats-

verbandes wurde auf die meisten nationalen Interessen ausgedehnt und in die Hand eines Bundesrates, bestehend aus Vertretern der einzelnen Staaten, sowie eines Reichstages gelegt, dessen Abgeordnete auf Grund des allgemeinen direkten Wahlrechtes gewählt wurden. Die zunächst durch einen konstituierenden Reichstag genehmigte Verfassung war nicht nach einem theoretischen Schema, sondern nach Maßgabe rein praktischer Gesichtspunkte entworfen worden. Der energische Staatslenker Preußens hatte ihre schnelle Festsetzung durch eindringliche Mahnungen beschleunigt:

„Meine Herren, arbeiten wir rasch! Setzen wir Deutschland nur erst in den Sattel, reiten wird es schon können!“

Am 1. Juli 1867 trat die neue Bundesverfassung in Kraft. Sie legte den Einzelstaaten zu gunsten der Gesamtheit nur solche Opfer auf, welche unentbehrlich waren, um den Frieden zu schützen, die Sicherheit des Bundesgebiets und die Wohlfahrt seiner Bewohner zu gewährleisten. Die schnelle und sichere Aufrichtung dieses Werkes zeigte unsern Bismarck auch groß in schöpferischen Thaten der Staatskunst. Er hatte die erste große Haltestelle auf dem Wege zur Gesamteinigung des deutschen Vaterlandes glücklich erreicht. Unter seiner Führung war es wieder Frühling geworden in Deutschland und die Zeit herbeigekommen, wo unser Vaterland durch seine Gesamtkraft sowohl seinen Frieden zu schützen als sein Recht und seine Würde zu vertreten im stande ist.

Am 14. Juli 1867 wurde unser Bismarck zum Bundeskanzler, d. h. zum Vorsitzenden im Bundesrate, zum Hüter der Gesetze und Einrichtungen des Bundes, und zum Leiter der auswärtigen Politik ernannt. In dieser Eigenschaft suchte er alsbald auch zwischen dem Norden und dem Süden Deutschlands noch engere Bande, als sie Schutz- und Trugbündnisse boten, zu knüpfen. Denn mit seinem feinen Gefühle für des Volkes wahre Stimmung empfand er, wie ein neuer Mut und frische Kraft die Nation in allen ihren Theilen durchströmte. Freudig jauchzte das Volk Norddeutschlands dem Ruf des Dichters über den Main zu:

„Nun steht das Haus gegründet
Und prangt im Frührotschein,
Nun ist das Wort verkündet:
Kommt her und tretet ein!

Kein Fremdling soll euch hindern,
Kein Machtpruch fern und nah,
Nach allen ihren Kindern
Verlangt Germania.

Ihr sollt nicht länger tragen	Den Hort euch zu gewinnen,
Der Waisen schwarz Gewand,	Der jüngst ein Traum noch war,
Ihr sollt nicht fürder fragen:	Reicht nur in treuen Sinnen
Wo ist das Vaterland?	Die Hand den Brüdern dar!“

Und wer konnte diesen Ruf besser würdigen als der kluge Staatsmann, der kühne Vorkämpfer deutscher Ehre, welchem zugleich das wärmste Herz für seines Vaterlandes Glück und Größe im Busen schlägt. Aber zum Heile seines Volkes war derselbe Mann geschult und gewohnt, mit den wirklichen Thatfachen zu rechnen, und vorerst gab es noch manche Arbeit gegenüber den heimlichen Feinden und Neidern ringsum.

Scheeljüchtig blickte das Nachbarvolk im Westen auf das Friedenswerk der Deutschen, die sich durch eigne Kraft die Einheit errungen, ohne daß irgend ein Vorteil für Frankreich abgefallen wäre.

Solcher Stimmung des eignen Landes mußte Kaiser Napoleon eine Art Genugthuung verschaffen. Er warf sein Auge auf das früher zum alten Bunde gehörige Herzogtum Luxemburg, in dessen Hauptplatz, als ehemaliger Bundesfestung, noch die einst dort eingestellte preußische Besatzung verblieben war. Schon wollte der König Hollands, als Großherzog von Luxemburg, dem französischen Ansuchen, dieses Ländchen gegen eine Entschädigung abzutreten, entgegenkommen. Da erfuhr Bismarck noch rechtzeitig von dem ganzen Handel, welchem er in deutschem Interesse nicht gleichgültig zusehen durfte. Es drohte ja die Aussicht, daß eine im Grunde deutsche Bevölkerung und ein deutsches Bollwerk an Frankreich ausgeliefert werde. Zur Warnung für Napoleon verkündete er alsbald im Reichstage, daß die militärischen Beziehungen zwischen dem Norden und Süden Deutschlands schon seit den Friedensschlüssen durch Bündnisse verbürgt seien. Alle Parteien im Reichstage stimmten ihm zu, den Verkauf des ehemaligen deutschen Reichslandes an Frankreich zu hintertreiben.

In kluger Mäßigung widerstand damals Bismarck dem Begehren nach einem offenen Bruche mit Frankreich und erklärte sich bereit, die ganze Angelegenheit durch eine Konferenz ordnen zu lassen. Diesem Vorschlage mußte auch Napoleon, der noch nicht ausreichend gerüstet hatte, wohl oder übel zustimmen. Von der im Mai 1867 in London abgehaltenen Gesandten-Konferenz wurde dann

Luxemburg zum neutralen Staate erklärt; dagegen zog Preußen seine Besatzung zurück, und die ehemalige Bundesfestung wurde geschleift.

Es sei hier einer späteren Äußerung unfres Bismarck im Hinblick auf den Luxemburger Streit gedacht, welche einen tiefen Blick in sein inneres Gemüthsleben thun läßt. Gelegentlich einer Privatgesellschaft in seinem Hause war Bismarck im Laufe der Unterhaltung von einem gelehrten Tischgaste mit dem nachträglich guten Rat, er hätte es damals auf einen Krieg gegen Frankreich ankommen lassen sollen, begrüßt worden. „Mein lieber Professor“, antwortete Bismarck, „ein solcher Krieg hätte uns mindestens dreißigtausend brave Männer gekostet und doch im besten Falle keinen Gewinn gebracht. Wer aber einmal in das brechende Auge eines Kriegers auf dem Schlachtfelde geblickt hat, besinnt sich ernstlich, ehe er wieder einen Krieg anfängt.“

Der Friede war für die nächste Zeit gesichert, und Bismarck begleitete den König Wilhelm im Juni 1867 zur Weltausstellung nach Paris, wo man ihm allgemeine, wenn auch nicht gerade wohlwollende Aufmerksamkeit zollte. Daß aber auf einen dauernden Frieden nicht zu rechnen war, bewies schon im nächsten August Napoleons Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oesterreich in Salzburg, deren eigentlicher Zweck sich offenbar gegen Preußen und den Norddeutschen Bund richtete. Da erließ Bismarck an die Gesandten der Großmächte ein Rundschreiben, worin er mit stolzer Genugthuung sich äußerte, daß die Aufnahme der Kunde von den Salzburger Verhandlungen in Deutschland von neuem gezeigt habe, „wie wenig das deutsche Nationalgefühl den Gedanken erträgt, die Entwicklung der Angelegenheit der deutschen Nation unter die Vormundschaft fremder Einmischung gestellt oder nach andern Rücksichten geleitet zu sehen, als nach den durch die nationalen Interessen Deutschlands gebotenen.“

Inzwischen hatte der deutsche Bundeskanzler den Zollverein wieder hergestellt und zugleich ein deutsches Zollparlament ins Leben gerufen, dessen erste Session vom 27. April bis 23. Mai 1868 in Berlin abgehalten wurde. Auch suchte er im Hinblick auf die Süddeutschen den Eifer der Nationalliberalen im Reichstage zu zügeln. Desgleichen lehnte er wohlweislich den Antrag Badens auf Eintritt in den Norddeutschen Bund als verfrüht ab, weil er jenes, der

nationalen Entwicklung so günstige Land nicht aus dem Süden abscheiden mochte, gewissermaßen „um den Milchtopf nicht abzusahnen und das Übrige sauer werden zu lassen.“ Andererseits trat er entschieden allen Gegnern seiner nationalen Politik entgegen, die sich in Preußen selbst wider ihn erhoben.

Infolge der ungeheuren Arbeit, welche auf Bismarcks Schultern lastete, steigerte sich schon damals bei ihm ein nervöses Leiden, das ihm die aufreibende Thätigkeit des Jahres 1866 zugezogen hatte. Den Sommer und Herbst 1869 mußte er unter den schönen Buchen seines Gutes Varzin in Pommern verbringen, und als er zu Weihnachten nach Berlin zurückkehrte, konnte er nur die oberste Leitung in die Hand nehmen, während er die Einzelheiten den Herren von Thile und Delbrück überlassen mußte.

Aber wo es galt, die Partie glücklich zu Ende zu führen, da war er rastlos auf dem Platze. Jenseit des Rheins galt „Sadowa“ als eine Niederlage für Frankreich, und selbst die deutschfreundlichsten Franzosen zeterten über die Böswilligkeit Preußens, sie für seinen Machtzuwachs nicht durch Abtretung deutschen Bodens entschädigen zu wollen. Wiederholt traten sie mit Verjuchungen an den norddeutschen Kanzler heran, welcher sie zu gunsten des Friedens hinziehend behandelte. Bald war es Landau, bald Saarlouis, um welches gebeten wurde, bald wieder die Duldung, daß Frankreich sich Belgiens bemächtige. Über ein Abkommen letzterer Richtung ließ sogar der französische Gesandte Benedetti in Berlin unvorsichtigerweise einen von ihm eigenhändig geschriebenen Entwurf in des Kanzlers Händen. Dieser hingegen ließ den französischen Staatsmännern ihre Illusionen, solange es, ohne eine bestimmte Zusage zu machen, anging. Er teilte nicht die Meinung jener deutschen Politiker, die dem Kriege mit Frankreich nicht vorbeugen mochten, weil er doch unvermeidlich wäre. „So sicher“, erklärte er später, „durchschaut niemand die Absichten der göttlichen Vorsehung bezüglich der Zukunft, und ich betrachte auch einen siegreichen Krieg an sich immer als ein Übel, welches die Staatskunst den Völkern zu ersparen bemüht sein muß.“

Napoleon aber, welchem zum Troß der deutsche Kanzler Preußen vergrößert, Norddeutschland geeinigt und sich mit dem Süden verständigt, dann aber schließlich erklärt hatte, daß er kein

Dorf, kein Kleefeld vom deutschen Gebiete abgeben könne, empfand es tief, in unserm Bismarck seinen Meister gefunden zu haben. Er hatte das politische Übergewicht in Europa verloren. Er hielt sich selbst für düpiert, und ein Kaiser der Franzosen darf sich nicht düpiieren lassen. So blieb ihm zuletzt nichts übrig, als mit Gewalt zu seinem Ziele zu gelangen. Es galt ihm, die volle Einigung Deutschlands zu hintertreiben, ja den Norddeutschen Bund wieder zu sprengen. Hastlos betrieb er die Verstärkung seiner Heere, die Einführung besserer Waffen, die Aufreizung aller heimlichen Gegner der deutschen Einheit, der Welfen in Hannover, welche den Untergang ihres Königtums nicht verschmerzen konnten, der Ultramontanen als natürlicher Feinde des protestantischen Preußen, ja er rechnete im Kriegsfall auf die Untreue der süddeutschen Staaten gegen den Norden.

Auf der hohen Warte der europäischen Politik hielt aber ein Meister der Staatskunst Wacht, welcher allen jenen Umtrieben mit hellem Auge, klarem Kopfe und warmem Herzen für sein Vaterland folgte. Still und wohlüberlegt hatte er alles vorbereitet, um jedem plötzlichen Kriegsüberfalle mit Erfolg zu begegnen.

Im Frühsommer 1870 glaubte der französische Machthaber seine Rüstungen vollendet, seine Zeit gekommen; er benutzte den wichtigsten Vorwand, um sein irgeleitetes Volk in den furchtbarsten Waffengang unsres Jahrhunderts zu stürzen. Ein Prinz aus dem Hause Hohenzollern hatte die ihm angetragene spanische Krone nicht ausgeschlagen; König Wilhelm sollte ihn auf Verlangen Frankreichs ausdrücklich von der Annahme zurückhalten. Obgleich nun der Prinz freiwillig zurücktrat, wurde dem Könige doch zugemutet, daß er auch für alle Zukunft sich mit seinem Worte für den Rücktritt des Prinzen verbürge. Ein derartiges Ansinnen konnte der König nur als den Versuch unerhörter Demütigung zurückweisen. Das ganze deutsche Volk, der Norden wie der Süden, wußte sich eins mit dem Könige. Es durchzog eine wunderbare Begeisterung unser gesamtes Vaterland. Schönere Tage als jene Zeit der allgemeinen nationalen Erhebung im Juli 1870 hatte Deutschland noch nicht erlebt.

Alle fühlten, daß Deutschland an einem neuen Wendepunkte seines Geschickes angelangt sei; unser Bismarck aber wußte, daß die Erfüllung seiner Lebensaufgabe nahe herangekommen, daß es sich

um die Vollendung der deutschen Einheit handle. Mit seiner ganzen Energie trat er sofort in die Aktion ein und berief zunächst den Reichstag für den 19. Juli zu einer außerordentlichen Sitzung.



Napoleon und Bismarck bei Sedan.

Die Geschichte hat kaum eine zweite Urkunde aufzuweisen, die ein so ruhiges Bewußtsein eherner Kraft atmet, als die von ihm beratene Thronrede, welche den Reichstag aufrief, das Land im Kampfe zu stützen. An demselben Tage traf die Kriegserklärung Frankreichs ein, welche von dem Kanzler im Reichstage verlesen wurde. Der Reichstag bewilligte ohne Debatte alle Mittel zur Verteidigung des bedrohten Vaterlandes. Am 31. Juli folgte Bismarck selbst dem

Könige mit ins Feld und blieb auch während der ganzen Dauer dieses Krieges, an dessen Leitung er wesentlichen Anteil nahm, in der unmittelbaren Nähe seines Herrn. Er verstand es, sich in Rußland einen Rückhalt wider österreichische Einmischungsgelüste zu sichern, England wegen Waffen und Kohlen, die es Deutschlands Feinden zuführen ließ, nicht zur Unzeit allzu hart anzulassen, Italien in seinem neutralen Verhalten zu bestärken, indem er ihm die Einverleibung des Kirchenstaats ermöglichte, keiner Macht einen ungebührlichen Einfluß auf die Friedensbedingungen einzuräumen, und der Regierung Frankreichs gegenüber eine überlegene, feste und doch nie unnötig verletzende Haltung zu beobachten.

Begeistert durch ihre gerechte Sache und unter besserer Führung waren die deutschen Heere im Monat August 1870 durch Gottes Fügung von Sieg zu Sieg gezogen. Nach kaum vier Wochen waren die Adler des übermütigen Imperator in den Staub gesunken. Er mußte am 2. September bei Sedan den von ihm schwer getränkten König um Kapitulation angehen. Es vollzog sich ein sichtliches Gottesgericht. Unser Bismarck erhielt vom Könige den Auftrag, die Bedingungen festzustellen. Er ritt dem Kaiser, der sich auf dem Wege von Sedan nach Donchery befand, entgegen und legte ihm die politische wie militärische Lage dar. Der Kaiser ging schließlich auf alle ihm vorgelegten Kapitulationsbedingungen, welche der König genehmigt hatte, seinerseits ein und wurde dann kriegsgefangen nach Deutschland geleitet.

Am Abend des nächsten Tages versammelte König Wilhelm seine höheren Offiziere zur Tafel und brachte in Anerkennung der Verdienste unsres Bismarck wie der Heerführer einen Trinkspruch aus, in welchem er u. a. bemerkte: „Sie, Kriegsminister von Roon, haben unser Schwert geschärft; Sie, General von Moltke haben es geleitet, und Sie, Graf von Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht.“

Dieses hohe Vertrauen seines königlichen Herrn hat denn unser Bismarck auch in der Zukunft, vorerst bei Hinausführung seiner großen Aufgabe, der Einigung Mitdeutschlands, glänzend gerechtfertigt. Während sich die Fortsetzung des Krieges gegen das kaiserlose Frankreich noch monatelang hinzog, führte Bismarck Verhandlungen mit

den Südstaaten über ihre Aufnahme in den Deutschen Bund und setzte gegen verschiedene Schwierigkeiten, die ihm bereitet wurden, seinen Willen mit unbeugsamer Entschlossenheit durch. Letztere bewährte er auch gegenüber den wiederholten Versuchen der französischen Unterhändler Favre und Thiers, welche für einen Waffenstillstand beziehentlich Friedensschluß günstigere Bedingungen, als sie die Natur der Lage mit sich brachte, erwirken wollten.

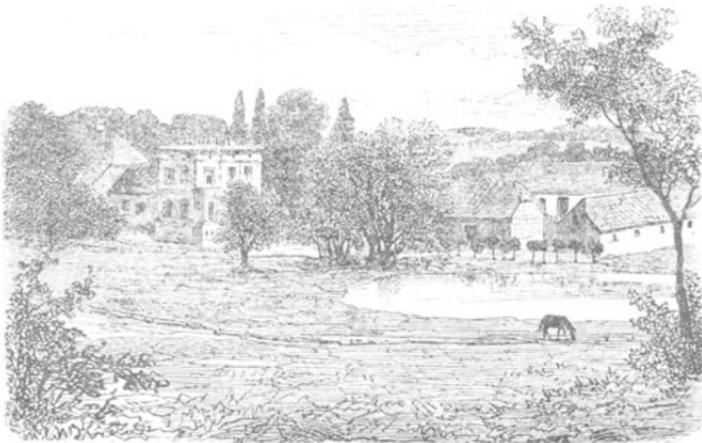
Bismarck, der Meister deutscher Staatskunst, und Moltke, der Meister deutscher Kriegskunst, beide stimmten darin überein, daß zur künftigen Sicherstellung Deutschlands gegen französische Rachegefühle und Kriegsüberfälle die deutsche Westgrenze hinausgerückt und jenseit der großen Ausfallpforten Straßburg und Metz gezogen werden müsse. Diese unerläßliche Rücksicht bedingte zugleich die Rücknahme alter deutscher Landschaften, welche dem Reiche einst durch französische Vergewaltigung entzogen waren.

Aber noch vor der Verwirklichung dieser gerechten Forderungen wurde mitten in Feindesland, angesichts der französischen Hauptstadt, im Jahre 1871, an dem Tage, von welchem das preußische Königtum datiert, im Schloß zu Versailles das deutsche Einigungswerk vollendet, die feierliche Grundlegung des neuen Deutschen Reiches vollzogen. Unser Bismarck hatte die Genugthuung, den weihewollen Akt durch Verlesung der an das deutsche Volk gerichteten Proklamation über das neue Kaiserreich persönlich mit zu vollziehen, in Gegenwart zahlreicher deutscher Fürsten und vieler hundert höheren Offiziere. Mit welchem stolzen Gefühl mußte er die kurze aber inhaltsreiche Urkunde vortragen, in welcher unter andrem der neue Kaiser gelobte: „Wir übernehmen die Kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seine Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein werde, den Lohn seiner heißen und opfermütigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allezeit Mehrerer des deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen

Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gerechtigkeit.“

Wenige Wochen nachher, am 26. Februar 1871, konnte Bismarck die mit Thiers geführten Friedenspräliminarien unterzeichnen. Am 9. März kehrte er nach Berlin zurück, um die Eröffnung des ersten deutschen Reichstages, welche am 21. März 1871 erfolgte, vorzubereiten. An demselben Tage wurde er von seinem dankbaren König und Kaiser in den Fürstenstand, erblich nach dem Recht der Erstgeburt, mit der Ehrenbezeichnung „Durchlaucht“, erhoben. Aus dem Bundeskanzler des Nordbundes wurde aber im neuen Staatswesen der Reichskanzler, welcher als solcher am 10. Mai 1871 den endgültigen Friedensvertrag mit Frankreich an der Stätte, wo er die eigne Staatskunst einst groß gezogen, in Frankfurt, unterzeichnete.

Was seit Jahrhunderten des Volkes Sehnsucht gewesen, von seinen edelsten Söhnen lange Zeit vergeblich erstrebt worden, nun war es erreicht, in heißen Kämpfen durch die eigne gottbegnadete Kraft des deutschen Volkes errungen: das geeinte Vaterland, ein mächtig deutsches Reich unter einem ehrenreichen Kaiser, geleitet durch den einsichtsvollsten, thatkräftigsten und sein Vaterland über alles liebenden Meister der Staatskunst, ein Hort des Friedens in Europas Herzen!



Barzin.



„Niemaß“.

Unser Reichskanzler.

(1871—1885.)

Der stolze Einheitsbau des Vaterlandes stand vor den Augen der bewundernden Mitwelt emporgerichtet da. Nun galt es, auch den inneren Ausbau harmonisch durchzuführen. Hier gab es noch manche harte Arbeit für den Baumeister, der als Reichskanzler bald auf politischem, bald auf geistigem, bald auf wirtschaftlichem Gebiete sich seines Werkes anzunehmen hatte; immer mit der gleichen Hingebung, Thatkraft und Liebe zum Werk.

Während anderthalb Jahrzehnte dieser rastlosen Thätigkeit trat wohl manchmal in Augenblicken der Ermüdung die Sehnsucht nach dauernder Ruhe an den Werkmeister heran. Aber immer wieder führte ihn das starke Pflichtgefühl und die Liebe zur eignen Schöpfung, vor allem aber der Wunsch seines Kaisers und Herrn, zur Aufnahme der Arbeitsthätigkeit zurück.

Reich an Mühen und Schwierigkeiten aller Art erscheint noch heute die Fortsetzung der Arbeit, viele und oft bittere Kämpfe brachte sie mit sich, aber auch die Aussicht auf immer höhere Ziele und Zwecke.

Die Aufgabe dieser Arbeit ist unentwegt, innerhalb des neuen Staatenbaues das Vaterland und Volk glücklich zu machen, beiden des Friedens und der Arbeit Segnungen zu gewährleisten. Im Zusammenwirken mit des Volkes besten Kräften mußte es geschehen. Denn im Laufe seines erfahrungsreichen Lebens und an dem warnenden Gegenbeispiel anderer Staaten hatte Bismarck wohl erkannt, daß sich ein Staatsmann für dauernde Erfolge auf die öffentliche Meinung stützen müsse. An einem seiner berühmt gewordenen parlamentarischen Gesellschaftsabende, Mitte Februar 1879, hatte er solche Überzeugung selbst zum Ausdruck gebracht. Um aber die gedachte Fühlung zu bewahren, fand er sich vor allem auf den Reichstag hingewiesen, dessen Mitglieder freilich in ihren Anschauungen und Willensrichtungen durch die verschiedenartigsten Interessen der vertretenen Volkskreise gespalten sind.

Wohl hatte sich eine große Zahl von Abgeordneten, die Partei der Nationalliberalen, im ganzen zu des Kanzlers Bestrebungen günstig gestellt; sie verloren sich aber mit zu weit gehender Gründlichkeit häufig in Einzelheiten und vorgefaßte Meinungen, das Prinzip über die Sache stellend. Zwischen ihnen und der konservativen Partei, auf welche sich Bismarck in den meisten Fällen verlassen konnte, stand mitten inne die geschlossene Reihe des Zentrums, welche des Reiches katholische Bevölkerung vertritt und sich von dem Grundsatz, daß die geistliche über der weltlichen Macht stehe, leiten läßt. Daneben finden sich noch mehrere besondere Richtungen vertreten, die alle aus den verschiedensten Rücksichten zur neuen Ordnung der Dinge in Deutschland sich mehr oder minder abhold stellten: die Vertreter der Reichslande und die polnischen Abgeordneten, ferner die Sozialdemokraten und die letzten Reste der Fortschrittspartei sowie der süddeutschen Volkspartei. Sie suchten, als entschiedene Widersacher der inneren Reichspolitik, unserm Bismarck in der Regel grundsätzlich entgegen zu wirken.

Einer so mannigfaltigen Parteigruppierung gegenüber konnte die Staatsleitung, je nach der sachlichen Natur ihrer eingebrachten Vorlagen, nur auf dem Wege der Verständigung mit der einen oder andern Hauptströmung des parlamentarischen Lebens sich die nötige Stimmenmehrheit sichern und ihre Ziele für des Reiches Wohl durchsetzen. Auch in dieser unumgänglichen Kunst der Politik, je

nach Umständen die eine Partei gegen die andre auszuspielen, entwickelte unser Bismarck die ihm eigne Meisterchaft in der Beherrschung von Personen und Dingen.

Vor allem galt es dem Begründer des neuen Reiches, die geradezu feindlichen Elemente desselben niederzuhalten, welche den Schwerpunkt ihrer Bestrebungen über das Reich hinaus verlegten: die Werkzeuge des römischen Bischofs auf der einen und die Führer der vaterlandslosen Sozialdemokratie auf der andern Seite. Aus jenem Lager war die Streitverkündung gegen das Oberhaupt des neuen Reiches selbst ergangen, teils in brieflicher Darlegung, teils in überhebender Zurückweisung eines neuen Botschafters, bei dessen Wahl in der Person eines Kardinals sich der Kaiser nur von angemessener Rücksicht hatte leiten lassen. Die Antwort entsprach der Würde des neuen Reiches und der Energie seiner Leitung; es war der Abbruch des diplomatischen Verkehrs mit Rom, welcher erst im Jahre 1882, nach dem längst erfolgten Tode des früheren Papstes wieder hergestellt wurde. Vor der öffentlichen Meinung aber traf der Reichskanzler den Kernpunkt der Sache mit den Worten im Reichstage: „Seien Sie außer Sorge, nach Kanossa gehen wir nicht, weder körperlich noch geistig.“

In dem Kampfe zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt erblickte Bismarck die uralte Machtfrage zwischen Priestertum und Königtum und hielt den Standpunkt fest, daß in dem Reiche dieser Welt der Staat den Vorrang habe. Auf solchem Boden setzte er dann im Monat Mai der Jahre 1872—1874 nicht nur die Vertreibung des reichsfeindlichen Ordens der Gesellschaft Jesu aus Deutschland durch, sondern auch im preussischen Landtage verschiedene Kirchengesetze, welche die Anstellung der Geistlichen und ihre Disziplinargewalt sowie die Verwaltung erledigter Bistümer regelten. In weiterer Folge machte sich ein Gesetz über die Einführung der Zivilehe notwendig, und hierbei brachte der großdenkende Staatslenker ebenso persönliche Überzeugungen zum Opfer, wie er infolge der Maigesetze sein eignes Leben einsetzte.

Die bis zum Meuchelmord gereizte fanatische Verirrung ließ nicht lange auf sich warten. Aber die Vorsehung schützte auch diesmal sichtlich den von ihr zum wahren Segen der Menschheit berufenen Mann. Die Mordwaffe des katholischen Böttchergesellen

Kullmann verfehlte in Kissingen am 13. Juli 1874 ihren eigentlichen Zweck. Unser Bismarck war sich dessen wohl bewußt, woher im letzten Grunde der gegen ihn geführte Schlag gekommen, aber er faßte auch diesen Fall mit seiner großen Anschauung auf und bezeugte zugleich seine eigne Stellung mit den Worten: „Das darf ich wohl sagen, daß der Schlag, welcher gegen mich gerichtet war, nicht meiner Person galt, sondern der Sache, der ich mein Leben gewidmet habe: der Einheit, Unabhängigkeit und Freiheit Deutschlands.“

Gleich offenbar waltete einige Jahre darauf Gottes Hand über dem Leben des allverehrten Reichsoberhauptes, an dessen Person sich zweimal im selben Jahre 1878 die Fanatiker aus dem andern reichsfeindlichen Lager, der Sozialdemokratie, heranwagten. Auch hier mußte sich zunächst die innere Politik mit Ausnahmegeetzen helfen, für welche nach ihrer ersten Ablehnung dann der Reichskanzler mit den treffenden Worten eintrat: „Wenn wir in einer solchen Weise unter der Tyrannei einer Gesellschaft existieren sollen, dann verliert jede Existenz ihren Wert, und ich hoffe, daß der Reichstag den Regierungen, dem Kaiser, der den Schutz für seine Person, für seine preußischen Unterthanen und seine deutschen Landsleute verlangt, zur Seite stehen werde. Daß bei dieser Gelegenheit vielleicht einige Opfer des Meuchelmords unter uns noch fallen werden, das ist ja wohl sehr möglich; aber jeder, dem das geschehen könnte, mag eingedenk sein, daß er zum Nutzen, zum großen Nutzen des Vaterlandes auf dem Schlachtfeld der Ehre bleibt.“ —

Vermöge seiner schöpferischen Natur konnte sich unser Bismarck nicht mit der Abwehr feindlicher Elemente allein begnügen. Er wollte auch das Übel, woraus die Feindschaft hauptsächlich entsprungen, an der Wurzel fassen und dem zunächst unschädlich gemachten Feinde zu wirklicher Besserung seiner Lage aufhelfen. Eine neue und mehr sichere Rechtsordnung in Verbesserung des Strafrechtes und des Gerichtswesens wurde geschaffen und dann die traurige Lage der niedergedrückten und mit ihrem Lose unzufriedenen Arbeiterbevölkerung durch fürsorgliche Einrichtungen thunlichst gebessert. „Es wäre eine Ungerechtheit, auf der einen Seite, die Selbstthätigkeit einer zahlreichen Klasse unsrer Mitbürger zu hemmen und auf der andern Seite, nicht ihr die Hand entgegenzureichen, um dem abzuhelfen, worüber sie unzufrieden ist.“ Dem fürsorglichen Eingreifen unsres

weisen Staatsleiters zum Schutze der Arbeit, insbesondere gegen des Schicksals Wechselfälle, gegen Krankheit, Unfälle und Erwerbsunfähigkeit, lag, ebenso wie der ausdrücklichen Anerkennung des Rechtes auf Arbeit ein tieferer Sinn und Vorausblick, als manche Tagespolitiker ahnen mochten, zu Grunde. Es handelte sich gegenüber den Bestrebungen der Sozialdemokratie, welche auf Abschaffung der gesellschaftlichen Klassen hinzielt, um die Begründung und Sicherstellung eines geschlossenen Arbeiterstandes als solchen. Die natürlichen Anfänge der Begründung dieses Standes finden sich bereits in gewissen Vorschriften der neueren Versicherungsgesetze nach unten wie oben, z. B. in der achttägigen Mindestdauer eines Arbeitervertrages und im Jahreseinkommen von 2000 Mark, angelegt. Auf den Schutzhelm eigener Interessen gestellt, wird sich dieser Stand mit dem Bewußtsein einer selbständigen gesellschaftlichen Stellung erfüllen und von solchem Boden aus auch gegen die Sozialdemokratie seine Standesrechte wahren.

Raum minder bedeutsam ist der Umschwung in den wirtschaftlichen Verhältnissen, welchen Bismarck durch seinen praktischen Blick auf dem Gebiete des Verkehrs sowie des Zoll- und Steuerwesens seit dem Jahre 1879 heraufgeführt hat. Die Zerissenheit des deutschen Eisenbahnwesens mit seinen zahlreichen Privatdirektionen und weit über tausend Tarifsystemen ist wenigstens für den preußischen Staat durch Ankauf und einheitliche Zusammenfassung, sogenannte Verstaatlichung, thunlichst gehoben worden.

In der Steuerpolitik hält unser Reichskanzler die indirekte Besteuerung, welche zwar im letzten Grunde den armen Mann härter drückt, doch aus praktischen Rücksichten des täglichen Lebens, wegen der minder auffälligen Last jenes Druckes aufrecht. Die Reichssteuern sind daher durchgehends auf jene Weise eingerichtet und deren Erweiterung, z. B. durch die beabsichtigte Monopolisierung gewisser Verbrauchsmittel, insbesondere des Tabak, entfließt dem weitschauenden Gedanken, das Reich in seinen Einnahmen ganz unabhängig von den Einzelstaaten und deren direkten Beiträgen (Matrikularumlagen) zu stellen.

Tiefgreifende Folgen hat des Reichskanzlers Wendung in der Zollpolitik nach sich gezogen. Die Umkehr vom Freihandel, den die nationalliberale Partei ursprünglich auf ihre Fahne geschrieben,

führte unsern praktischen Reichskanzler, welcher seine Bundesgenossen, wo er sie findet, heranholt, dem Zentrum im Reichstag näher. Für ihn kommt ja in erster Linie das Wohl des Volkes, nicht die Doktrin einer Partei, in Frage; er will vor allem, „daß wir Deutsche als große Nation in der Welt frei atmen können.“ Nach seiner Überzeugung sind wir Deutsche durch die weitgeöffneten Thore unsrer Einfuhr eine Ablagerungsstätte aller Überproduktionen des Auslandes geworden. Diesem Übel zu steuern, bot sich der Weg zum Schutz-zoll. Die Mitglieder der starken Zentrumsparthei, meist aus Wahlkreisen der Industriebezirke stammend, mußten sich von vornherein der Einführung von Schutzzöllen geneigter stellen.

Zur Verwirklichung seiner Reform seit dem Jahre 1879 war die Zeit um so günstiger, als die Bevölkerung Deutschlands noch immer unter der schweren wirtschaftlichen Krisis seufzte, welche schon seit 1873 auf ihr lastete. An die Veröffentlichung des Programms knüpfte sich daher ein tiefgreifender Umschwung in der öffentlichen Meinung, durch den die Fesseln eines überlebten Parteiwesens gebrochen wurden. Die Beratung der Steuervorlagen leitete der Reichskanzler selbst am 2. Mai mit einer längeren Rede ein, auch sprach er eingehend bei der am 21. Mai folgenden Spezialberatung der Getreidezölle.

Für Erhöhung der letzteren, sowie für die Holzzölle hat er als Kenner der landwirtschaftlichen Zustände und des Forstwesens wiederholt mit besonderer Wärme das Wort genommen. Zu einem Ereignis wurde aber seine Rede vom 9. Juli, welche ein formeller Absagebrief an die nationalliberale Partei war und das Bündnis der Reichsregierung mit den vom Zentrum in den wirtschaftlichen Fragen unterstützten Konservativen besiegelte. Die nationalliberale Partei löste sich darauf in ihre natürlichen, lange nur mühsam zusammengehaltenen Elemente auf.

Überblicken wir jetzt kurz die noch größeren Erfolge, welche unser Reichskanzler auf dem Gebiete der äußeren Staatskunst durch die Festigung der friedlichen Beziehung sowohl unsres Vaterlandes zu den übrigen Völkern, als auch der europäischen Staaten untereinander errungen hat. Seinem unvergleichlichen Ansehen in dieser Richtung ist es zu danken, daß Deutschland heute als ein Hort des Weltfriedens überhaupt geachtet wird.

Vorerst mag noch erwähnt sein, daß eine der nächsten Fragen für die Einrichtung des neugegründeten Staatenbaues die staatsrechtliche Stellung der zurückeroberten Landschaften Elsaß-Lothringen sein mußte. Sie waren durch das gemeinsame Zusammenwirken aller deutscher Heere wieder gewonnen, sie mußten nach einem richtigen Gefühl bei Deutschland bleiben und konnten nicht einem Einzelstaat eingefügt werden. Bismarck bewährte auch hier seinen praktischen Blick in der Voraussicht, daß sich die Bevölkerung jener Lande eher mit dem Namen Deutsche als mit dem Namen Preußen befreunden würden. In diesem Sinne wurde dann das staatsrechtliche Verhältnis der neuen Reichslande geregelt.

Sein erstes Ziel, nachdem das geeinigte Deutschland eine gebietende Weltstellung errungen, war die Ausöhnung mit der österreichisch-ungarischen Monarchie. Hierauf galt es ihm, den neu gewonnenen Freund auch wieder Preußens altem Freunde, Rußland, zu nähern und beide fest mit Deutschland zu verbinden. Als glänzende Frucht seiner Bemühungen erschien die in der ersten Hälfte des September 1872 zu Berlin stattgefundene Zusammenkunft der drei Kaiser. Mit Genugthuung konnte er damals gegen eine Deputation der Stadt Berlin, welche ihm am 9. September 1872 das Ehrenbürgerdiplom überreichte, die Hoffnung äußern:

„Die freundschaftliche Begegnung der Kaiser wird bei unsern Freunden die Zuversicht in die Erhaltung des Friedens bestärken und unsern Gegnern die Schwierigkeit, ihn zu stören, klar machen.“

Als im Jahre 1877 ein neuer Krieg zwischen Rußland und der Türkei entbrannte, sicherte Bismarcks Autorität in Europa eine strenge Begrenzung jenes Streites. Am wenigsten aber dachte er daran, den Zumutungen, daß Deutschland in irgend einer Rolle sich beteiligen möge, zu entsprechen.

„Ich werde zu irgend welcher aktiven Beteiligung Deutschlands nicht raten, solange in dem ganzen Streite für Deutschland kein Interesse in Frage steht, welches auch nur die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers wert wäre.“

Es war zunächst die Herzensstimme des Menschen, welche so sprach, aber auch die politische Einsicht kam zu demselben Ergebnis, da er nie die Verantwortung übernehmen wollte, „eine sichere, seit Menschenaltern erprobte Freundschaft mit dem mächtigen Nachbar-

reiche im Osten dem Kegel an einer Richterrolle in Europa aufzuopfern.“ Um so größeren Triumph feierte die deutsche Staatskunst, als unser Reichskanzler zur Leitung des europäischen Kongresses berufen ward, welcher nach Rußlands Siege über die Türkei in Berlin vom 13. Juni 1878 ab über den Friedensschluß verhandeln sollte. Seiner thatkräftigen und nach allen Seiten unparteiischen Führung, welche er nach eignem Ausdrucke in der bescheidenen Rolle eines ehrlichen Mädlers übernommen, gelang es, trotz der vielfach widersprechenden Anforderungen, namentlich auf seiten Englands, doch eine schließlich annehmbare und den wirklichen Thatsachen entsprechende Übereinkunft zu erzielen. Nur Rußland, welches als nächst beteiligter und siegreicher Pacifizent vielleicht mit größeren Erwartungen in Berlin erschienen war, mochte bei seinem Verlaß auf eine slavische Anhänglichkeit des ihm zu Dank verbundenen Deutschland von dem Ergebnis des Kongresses nicht befriedigt sein. Aber die Zeit war vorüber, daß man es für Deutschland unumgänglich hielt, im Zaren einen Schutzgott zu verehren und den „Kettenhund des Pan-Slawismus“ zu spielen.

Die russischen Beziehungen zu Deutschland lockerten sich, und es schien sich eine Annäherung Rußlands an Frankreich vorzubereiten. Unser Reichskanzler läßt sich aber nicht überraschen, sondern liebt es, mit seinen eignen Rüstungen den andern zuvorzukommen. Seine Entschließung war ohne Zaudern gefaßt; sie ging auf ein engeres Bündnis mit Osterreich, welches von Rußland, falls das Deutsche Reich in einem gleichzeitigen Kriege mit Rußland und Frankreich unterlegen wäre, von jener Macht alles zu fürchten hatte.

Bismarck weilte damals, im Sommer 1879, zum Gebrauch der Bäder in Kissingen und Gastein, wo er von dem ihm persönlich befreundeten Minister Andrassy aus Wien begrüßt wurde. Um diesen Besuch zu erwidern, traf Bismarck am 21. September in Wien ein, das er am 24. September wieder verließ. Während seines dortigen Aufenthaltes wurde er nicht allein allseitig gefeiert, sondern es kam auch zwischen Kaiser Franz Josef und dem Grafen Andrassy einerseits und dem Kanzler des Deutschen Reichs andererseits zu einer vollkommenen Übereinstimmung der Ansichten über die Bedürfnisse der beiden Nachbarreiche. Das Ergebnis war ein Defensivvertrag, mit welchem sich dann Kaiser Wilhelm unter Aufopferung seiner

persönlichen Sympathien für das russische Herrscherhaus einverstanden erklärte. Die öffentliche Meinung in beiden Reichen begrüßte freudig deren glückliche Wiederverbindung, in der sich ein gewaltiger Zug geschichtlicher Bestimmung kundgibt. Derselbe Bismarck, welcher „aufgewachsen in der herkömmlichen Ehrfurcht vor dem Hause Osterreich“ doch Osterreich aus Deutschland hinausdrängte, hatte nun wieder zu freundschaftlichem Bunde, zu gemeinsamer Abwehr feindseliger Anschläge die Hand geboten.

Welche Bedeutung das Ausland dem Schutzbündnis beilegte, erhellt aus einer Äußerung des englischen Ministers Salisbury: „Wer an Europas Frieden und an der Unabhängigkeit der Völker ein Interesse hat, dem darf ich zurufen, daß großes Heil der Welt widerfahren ist!“

Redlich ließ sich der deutsche Kanzler die Pflege des neuen Freundschaftsbundes angelegen sein. Aber er that noch einen bedeutsamen Schritt weiter; er wollte auch die beiden Mächte, gegen deren mögliches Zusammenwirken das Bündnis errichtet worden, dem Deutschen Reiche verbinden. Sein Trachten ging auf einen großen Friedensbund, um jeder willkürlichen Ruhestörung in Europa, von welcher Seite sie auch käme, erfolgreich vorzubeugen.

Bald nach dem unglückseligen Ende des Kaisers Alexander II. kam zunächst wieder eine Annäherung an Rußland zustande. Auf Bismarcks Anregung trafen sich Kaiser Wilhelm und Alexander III. am 9. September in Danzig; der deutsche Kanzler war zugegen und gab beruhigende Versicherungen über die deutsche Politik. Drei Jahre später, am 15. September 1884, konnte das Dreikaiserbündnis zwischen Deutschland, Osterreich und Rußland von neuem besiegelt werden. Es geschah in dem kleinen Schlosse Skierniewicze in Polen. Auch die leitenden Minister der drei Herrscher nahmen teil. Unser Bismarck aber, der eigentliche Urheber der Vereinigung, wurde bei dieser Gelegenheit hoch geehrt.

Ihm war es einige Jahre zuvor gelungen, sogar ein freundliches Verhältnis zu Frankreich neu anzubahnen. Als die Franzosen nach der englischen Besiznahme von Cypern ihrerseits in Tunis vordrangen, mußte sich mit ihnen der deutsche Kanzler, namentlich gegenüber England, auf guten Fuß zu stellen. Er pflegte diese Beziehungen weiter, als das seit 1883 aufgetretene Mini-

sterium Ferry die Bahn weitreichender Kolonialbestrebungen in Afrika und Asien einschlug; ja er begünstigte im Sommer 1884 auf der Londoner Konferenz wegen internationaler Regelung des ägyptischen Schuldenwesens Frankreichs Anträge gegen englische Vorlagen. Zugleich verständigten sich beide Mächte über ihr Verhalten wider die geheimen Umtriebe der Engländer auf dem Gebiete der Kolonisation. Die dem Reichstage aus dem Kanzleramt vorgelegten Aktenstücke in der Form sogenannter „Weißbücher“ haben darüber kaum minder interessante Enthüllungen gebracht als die geharnischte Rede des Fürsten Reichskanzler am 2. März 1885 über das Gebaren der englischen Diplomatie überhaupt.

Es galt, den erwachten Wettbewerb der europäischen Nationen um afrikanische Niederlassungen zu regeln und Mittel festzustellen, die Europas Handel mit Afrika fördern und gegen internationale Reibungen zu sichern vermöchten. Man kam über eine allgemeine Konferenz überein, zu der nicht nur Europas Seeuferstaaten, sondern auch die Vereinigten Staaten Amerikas eingeladen wurden. Seit dem 15. November 1884 tagt diese „Afrikanische Konferenz“, in welcher vierzehn Staatenwesen vertreten sind, zu Berlin, eröffnet durch den Reichskanzler und in der Regel geleitet durch den Unterstaatssekretär Busch. Die Verhandlungen und Protokolle werden in der internationalen französischen Sprache geführt.

So hatte es des deutschen Kanzlers Staatskunst erreicht, daß in einer der wichtigsten Fragen heutiger Weltpolitik das siegreiche Deutschland Hand in Hand mit dem einst niedergeworfenen Frankreich auf der Weltbühne erscheint. Unses Bismarck letzter Zweck geht auch hier lediglich auf die Wohlfahrt des Vaterlandes, ohne daß er jedoch dabei von der Mehrheit des Reichstages verstanden würde. So setzte sie seinen Vorlagen wegen Mehrung nötiger Arbeitskräfte und wegen Förderung der Verkehrsmittel, der Postdampfschiffahrtsverbindungen mit Afrika und mit den überseeischen Ländern des fernen Ostens, nur eine kurzfristige Sparsamkeit entgegen.

Aber das deutsche Volk erhob laut seine Stimme und steht zu seinem großen Kanzler, welcher auch jene Weltfrage der Nationen, laut seiner Rede vom 2. März 1885, nicht mit theoretischen Vorkaussetzungen behandeln, sondern zunächst die Sache „sich organisch entwickeln, sich kristallisieren lassen will“. Wo immer die deutschen

Bestrebungen auf diesem Felde sich von gesunder Anlage zeigen, da soll ihnen, wie im afrikanischen Kamerungebiete, der mächtige Schutz des Deutschen Reiches folgen. Denn gleichwie Bismarck den deutschen Markt, auf welchem unsre Gutmütigkeit durch Fremde ausgebeutet worden, der heimischen Industrie durch Schutzzölle sichern wollte, so ist er jetzt andererseits beflissen, für den Absatz deutscher Fabrikate neue Gebiete erschließen zu helfen und unter Begünstigung des Kolonisationszuges überseeische Landschaften zum Vaterlande in nähere Verbindung zu bringen.

Wer ihn bei diesem wohlgemeinten Streben, die nationale Arbeit zu schützen, das nationale Gesamtvermögen zu kräftigen, in erster Linie würdigt, ist sein erhabener Herr, unser allverehrter Kaiser, der den ganzen Wert seines treuen Ratgebers und Dieners vor allen begriffen hat und Zeichen dankbarer Gesinnung bei keiner Gelegenheit zurückhielt. Weit voran leuchtet das kräftige „Niemals“, womit schon vor beinahe zehn Jahren Kaiser Wilhelm unsres Bismarck damaligem Abschiedsgesuch begegnete.

Wie er am Sedantage des Jahres 1873 unmittelbar nach Enthüllung des glanzvollen Siegesdenkmals in Berlin zuerst auf unsern Bismarck heranritt, um herzliche Dankesworte zu erneuern, so hat er es an tausend andern sinnigen Aufmerksamkeiten nicht fehlen lassen. Jederzeit waren sie in die Form des unserm Kaiser so eignen Zartgefühl gekleidet, wie am letzten Sedantage des Jahres 1884, bei Verleihung des hohen militärischen Verdienstzeichens, des Ordens pour le mérite, in die Worte, welche den Feiernden nicht minder als den Gefeierten ehren:

„Wenn auch die Bedeutung dieses Ordens eine spezifisch militärische sein soll, so hätten Sie ihn doch schon längst haben müssen; denn Sie haben wahrlich in mancher schweren Zeit den höchsten Mut des Soldaten bewiesen und Sie haben auch in zwei Kriegen an Meiner Seite voll und ganz bethätigt, daß Sie neben jeder andern auch auf eine hervorragende militärische Auszeichnung den vollsten Anspruch haben. Ich hole also Versäumtes nach, indem Ich Ihnen den beifolgenden Orden pour le mérite verleihe, und zwar sogleich mit Eichenlaub, um hierdurch darzuthun, daß Sie ihn schon längst hätten haben sollen und daß Sie ihn wiederholt verdient haben. Ich weiß in Ihnen so sehr das Herz und den Sinn eines

Soldaten, daß Ich Ihnen mit diesem Orden, den ja viele Ihrer Vorfahren mit Stolz trugen, eine Freude zu machen hoffe, und Mir selbst gewähre Ich hierdurch die Beruhigung, daß Ich dem Manne, den Gottes gnädige Fügung Mir zur Seite gestellt, und der so Großes für das Vaterland gethan, auch als Soldat die wohlverdiente Anerkennung zu teil werden lasse.“

So ehrte unser erhabener Kaiser die Verdienste seines treuen Ratgebers, dessen ganzes Denken, Fühlen und Wollen dem Vaterlande sich opferfreudig hingibt, eng verwachsen mit der Erhebung Deutschlands und jederzeit bereit, für diese Lebensaufgabe rückhaltlos seine Person einzusetzen. Laut zeugen hierfür seine Thaten, sein ganzes Leben, und wer wollte an dem eignen Zeugnis zweifeln, das er am 14. März 1885 im Reichstag mit den Worten abgelegt hat: „Für mich ist die nationale Sache eine Frage, die an jedem Tage und in jeder Stunde mir oft mit hundert Beziehungen entgegentritt, die mir den Schlaf, die Ruhe am Tage raubt und mich dazu treibt, hier in meinem hohen Alter an die Beantwortung von Reden das bißchen Atem zu setzen, das mir noch übrig bleibt. Das ist eben die Liebe zu meiner Nation, die Liebe zu meinem Vaterlande!“

Und die öffentliche Meinung? — Nun, die deutsche Presse mag Partei sein, im guten oder im schlimmen Sinne. Ein englisches Blatt aber hat erst im vorigen Jahre Fürst Bismarck den ersten Mann in Deutschland seit 22 Jahren, den ersten Mann in Europa seit 16 Jahren genannt, neben welchem keine frühere Geschichtsperiode jemals eine gleichstehende und gebietende Persönlichkeit aufzuweisen hat. „Er hat alle seine Mitbewerber überdauert, allein und unangefochten steht er da, ein einsamer Koloss mit einem Weltteil zum Sockel.“

Die deutsche Nation endlich: wird sie ihre Schuldigkeit gegen ihren größten Wohlthäter kennen und erfüllen? — Die Feier des nächsten 1. April wird davon Zeugnis ablegen, so hoffen wir zu Gott, welcher unserm Volke noch lange erhalten wolle unsern Fürsten Reichskanzler,

unsern Bismarck!

Marksteine im Leben unseres Bismarck.

1866. 3. Juli. Bei Königgrätz.
 18. Aug. Verträge mit den süddeutschen Staaten.
 23. Aug. Friedensvertrag von Prag mit Oesterreich.
 1. Sept. Rede für die Fudennität.
 20. Sept. Generalmajor und Chef bez VII. Landwehrcrregiments.
1867. 1. Febr. Die Luxemburgische Frage.
 16. April. Begründung des Norddeutschen Bundes.
 8. Juli. Zollvertrag mit Süddeutschland.
 14. Juli. Bundeskanzler des Norddeutschen Bundes.
 24. Sept. Friedliche Lösung der Luxemburgischen Frage.
 27. April. Eröffnung des Zollparlaments.
 13.—18. Juni. Begleitung des Königs nach Hannover.
1870. 19. Juli. Verlesung der französischen Kriegserklärung im Reichstage.
 1. Aug. Abgang nach dem Kriegsschauplatz.
 2. Sept. Kapitulation von Sedan.
1871. 18. Jan. Verkündigung des Deutschen Kaiserreichs in Versailles.
 28. Jan. Waffenstillstand von Versailles. Ehrenbürger der Stadt Leipzig.
 9. März. Rückkehr nach Deutschland.
 21. März. Eröffnung des Deutschen Reichstages.
 Erhebung in den Fürstenstand.
 10. Mai. Friedensschluß zu Frankfurt.
 28. Juni. Dotation mit Grundbesitz in Lauenburg.
1872. April. Stiftung der Universität Straßburg.
 14. Mai. Rede über die Stellung der Reichsregierung gegenüber dem Oberhaupt der katholischen Kirche.
 5.—11. Sept. Drei-Kaiser-Zusammenkunft in Berlin.
 9. Sept. Ehrenbürger der Stadt Berlin.
 21. Dez. Zeitweiliger Rücktritt vom Vortitz im preuß. Staatsministerium.
1873. 1. Jan. Brillante Insignien des Ordens vom Schwarzen Adler.
 10. März. Rede im preuß. Herrenhause über die geistliche u. weltliche Gewalt.
1873. 15. Mai. Die vier kirchlichen (Mai-) Gesetze.
 17.—23. Oktober. Begleitung des Kaisers Wilhelm nach Wien.
 10. Nov. Wiederaufnahme der Leitung des preuß. Staatsministeriums.
1874. 9.—15. Mai. Neue kirchliche Gesetze.
 Mai. Empfang des Kaisers von Rußland in Berlin.
 13. Juli. Nordverhuch Kuffmanns.
 1. Dez. Rede über Einziehung des Reichsjustizamtes.
1875. 11. Mai. Empfang des Besuches von Kaiser Alexander, in Berlin.
 Juni. Längere Beurlaubung auf unbestimmte Zeit.
 20. Nov. Rückkehr von Barzin nach Berlin.
 22. März. General der Kavallerie.
1876. 5. Dez. Rede über Deutschlands Stellung zu Rußland und zur orientalischen Frage.
 13. Dez. Verständigung über die letzte Beratung der Justizgesetze.
1877. April. Kaiserliche Ablehnung des Verabschiedungsgesetzes.
 Dezember. Verhandlungen in Barzin mit Bismarck.
1878. 13. Juni. Eröffnung des Friedenskongresses (russ.-türk. Krieg) in Berlin.
 15. Dez. Reform der Zoll- und Steuerpolitik.
1879. 21. Sept. In Wien. Bündnis mit Oesterreich.
1883. Annäherung an Frankreich.
1884. 9. Juni. Grundsteinlegung des Reichstagsgebäudes.
 1. Sept. Auszeichnung mit dem Orden pour le mérito.
 15. Sept. Teilnahme an der Drei-Kaiser-Zusammenkunft im Schloß Skiernewitze.
 15. Dez. Eregisches Vorgehen zu gunsten der deutschen Kolonien in Westafrika.
 21. Dez. Dankeserklärung für die nationale Kundgebung gegenüber dem Reichstage.
1885. 1. April. Allgemeine deutsche Bismarck-Feier.